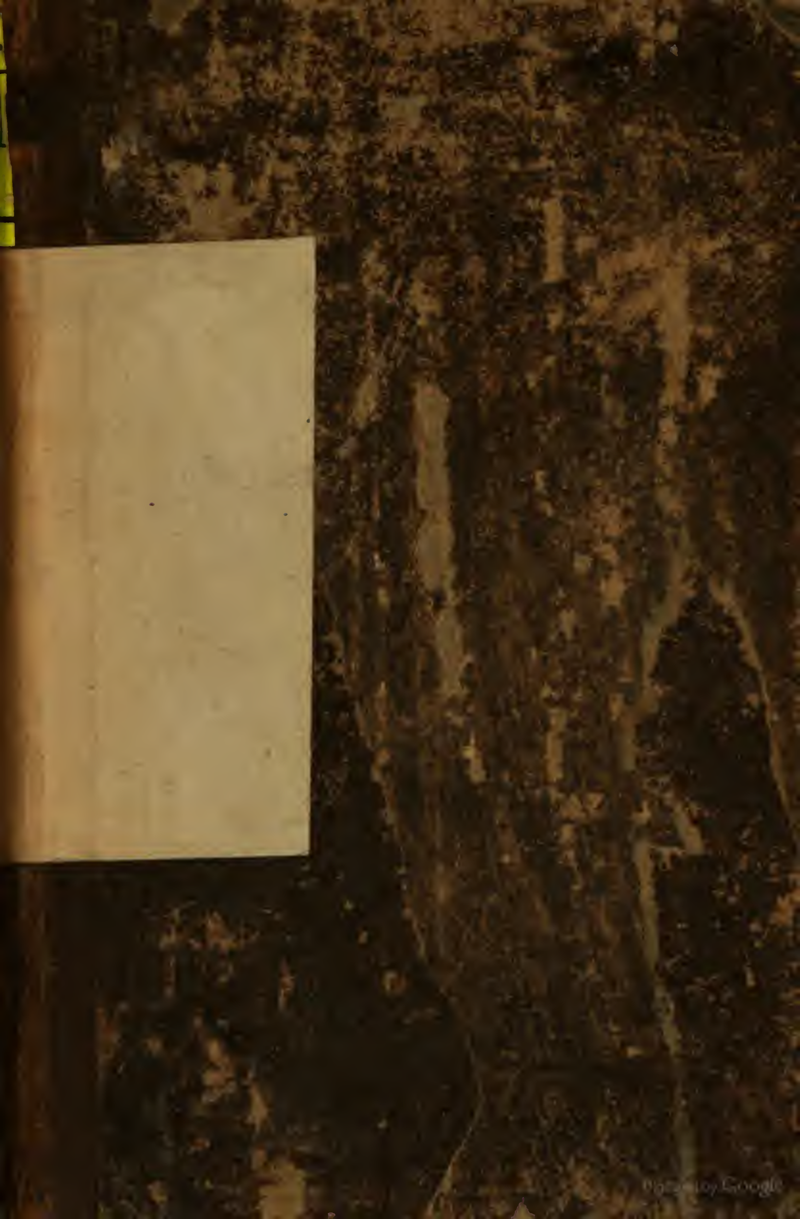


Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Zwei Fürstinnen.

Zweiter Band.

Zwei Fürstinnen.

Roman

von

Luise Ernesti.
(Malwine von Humbracht.)

Zweiter Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1867.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

Mehr denn fünf Jahre sind vergangen. In dem zauberischen, schönen Thale der Lahn nehmen wir den Faden der Erzählung von Neuem auf — nehmen ihn an dem Orte auf, wohin alljährlich Tausende eilen, theils um Genesung — theils um Zerstreuung zu suchen und zu finden.

Die Saison in Bad Ems stand in vollster Blüthe. Jeder neue Tag brachte neue Gäste, — füllte und überfüllte Gasthäuser und Villen mehr und mehr, und die belebte Brunnenpromenade bot von Morgen zu Morgen neue und andere Erscheinungen.

Unter diesen neu auftauchenden Gestirnen am Horizont der Schönheit fielen eines Tages dem Beobachter zwei Damen vorzugsweise auf, die, von verschiedenen Seiten der Stadt kommend, sich in der Trinkhalle begegneten, fremd an einan=

der vorüberschritten, obschon Einzelne wahrnahmen, als kenne die eine Dame die andere, mindestens flüchtig, oder als habe sie dieselbe schon einmal gesehen; denn sie betrachtete sie einige Augenblicke mit Ueberraschung. Vielleicht hatte sie auch nur eine auffallende Aehnlichkeit mit Jemand entdeckt, der ihr nicht fremd war.

Die eine dieser Damen, die das Publikum an dem Morgen vorzugsweise beschäftigte, war selten schön, wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend. Sie besaß eine hohe, volle und elegante Gestalt, trug diese mit dem Anstand und der Grazie einer Dame von Welt und gutem Ton, zeigte in ihrer ganzen Haltung und ihrem Auftreten überhaupt an, daß sie der vornehmen Gesellschaft angehörte, und war eben so reich wie geschmackvoll gekleidet.

Der Herr, an dessen Arm sie weniger dahinschritt, als im langen grauseidenen Schleppkleide einherrauschte, leitete sie mit jener ruhigen, chevaleresken Haltung und kühlen Gleichgültigkeit durch die Massen, wie der gebildete und vornehme Aristokrat die Gefährtin seines Lebens stets zu führen pflegt, die Schicksal oder Verhältnisse zu seiner Gemahlin gemacht haben. — Jene vor der Welt mit Geschick und Anstand aufrecht erhaltene Form

des äußeren Wesens läßt uns anfangs nie in das Innere eindringen — läßt uns selten mit Sicherheit entscheiden, ob die, welche so vereint dahin wandeln, überhaupt im Leben eine gleiche Bahn ziehen, oder — nach den verschiedensten Richtungen von einander abweichen, wie anscheinend stets ihre Gedanken eilen.

Die andere Dame, die den beobachtenden Brunnengästen von Ems auffiel, war der entschiedenste Gegensatz zu der imponirenden Erscheinung, die so stolz am Arm des vornehmen Mannes dahin rauschte.

Sie bot ein zartes, echt mädchenhaftes Bild — war fein, schlank gebaut, hatte ein wunderlieblich Antlitz mit weichen, angenehmen Zügen — mit Augen, die schattig tief und dunkel wurden durch selten lange, dichte schwarze Wimpern, — Augen voll hellen Lichts und hellen Leuchtens, wenn sie aufsah und mit Interesse irgendwo hinblickte. Für gewöhnlich verharrte dies irisfarbene Auge in gleich träumerischer Ruhe, wie ihr Gesicht sie ausprägte, und ohne einen festentschlossenen Zug am feingeschnittenen Munde würde man sie zu den Naturen gezählt haben, die ziemlich unbewegt durch's Leben gehen, vor dessen Stürmen sie scheinbar auch gnädig ein guter Gott bewahrte.

An jene ungetrübte Ruhe ihres Charakters und Lebens ließ den scharfen Beobachter der menschlichen Physiognomie aber nichts mehr in diesem scheinbar unbewegten Antlitz glauben, wenn er jene Linie des Mundes genau angesehen und studirt hatte. Jener Zug verkündete, daß Lächeln ihm seit lange fremd geblieben, und dieser eine Zug war's auch, der dem stillen Gesichte seine Hauptbedeutung gab, — der da vermuthen und errathen ließ, daß die Ruhe in dem Antlitz gewissermaßen nur als Schleier über eine tiefe Fluth gezogen war, die einst in Stürmen heftig aufgebraust sein mußte, um so die Linien des Mundes formen zu können.

Diese junge Dame, die ungefähr einundzwanzig Jahre zählte, ging zwischen zwei Herren, denen man auf den ersten Blick den begüterten Kaufmannsstand ansah. Sie schritten mit jener Nichts und doch Alles sagenden Gleichgültigkeit über die schöne Terrasse an der Lahn hin, deren liebliche Aussichtspunkte so oft den Blick der Dame neben ihnen hell aufleuchten machten und mit sichtbarem Entzücken hinbannten an das ganze zauberisch schöne Panorama jenes reizenden Thales.

Beide Herren kannten dies Thal und all' seine anmuthige Schönheit zwar auch noch nicht lange;

jedoch Naturgenüsse waren eben so wenig ihr Genre und ihre Liebhaberei, wie die sich drängende und geputzte Menschenmasse, welche um sie her wogte.

Jene Herren repräsentirten gewissermaßen die beiden Haupt-Kategorien des Kaufmannsstandes. Der ältere von Beiden, ein Mann mit weißen Haaren schon, im fest zugeknöpften langen Ueberrocke, im hohen schwarzen Hut und in der Hand einen starken Stock mit goldenem Knauf — er bekundete sofort durch Gang und Haltung, Auftreten und Mienen jene Lebensposition des Kaufmanns, die sich auf die sichere Basis eines enormen Vermögens stützt, das theils ererbt und theils durch Fleiß errungen. — Er deutete jenen Stand des Kaufmanns an, der fest an der ererbten Scholle hängt, nur nothgedrungen das Comptoir verläßt, um in die Welt zu gehen, der aber, wo er immer ist, mit all' seinen Gedanken zu Hause, bei seinen Büchern, seinen Zahlen, Chiffern weilt, und obschon die Welt und ihr Treiben auch eine Art von Rechenexempel sind, an diesem nicht immer uninteressanten Exempel aber eben so wenig Freude findet, wie Genuß an dem Leben, den der Aufenthalt an solchem Orte, wie ein Bad ist, bietet, und welcher aus der Ruhe des Genusses sich fortsehnt

in die Unruhe seiner Arbeit, hin in die engen Grenzen seiner Heimath, die schon zu Urgroßvaters Zeiten so fest und eng gezogen waren, wie sie ihm behagen und zu seinem Glücke dienen.

Die zweite, sich gegen Alles gleichgültig zeigende Kategorie des reichen Handelsstandes, welche der andere Herr repräsentirte, war die jener Kaufleute, die schon in frühester Jugend Länder und Meere durchreisen und zu viel sehen und kennen lernen, um nicht vom Sehen übersättigt zu sein! — Auch dieser Mann, obschon er noch inmitten vollster Jugend stand und erst sein fünfunddreißigstes Jahr angetreten haben mochte, war übersättigt vom Genuß. Er war der älteste Sohn des alten Herrn an der jungen Dame Seite, ihr Cousin Heinrich Adelka.

In seinem sechzehnten Jahre war er nach Batavia gekommen, dort einige Jahre geblieben, hatte Indien nach allen Richtungen hin durchkreuzt und die bedeutendsten Handelsstudien in jenem Lande des Handels gemacht. Mit einem Schatz von seltenen Kenntnissen und Erfahrungen heimgekehrt, etablirte er sich in London als Kaufherr, durchreiste nun ganz Europa, weilte längere und kürzere Zeit in aller Herren Ländern, bereicherte den Schatz seines Wissens, mehrte den Fond seiner Kenntnisse, lebte nur nebenbei ein

wenig viel — ein wenig leicht, und heirathete endlich im achtundzwanzigsten Jahre. — Nach fünfzehn Monaten war er wieder Wittwer. Das Kind, das seine Frau ihm zurückgelassen, brachte er zu seinem Vater nach Derenfelde; er selbst begann von Neuem ein Wanderleben, durchreiste Amerika, einen Theil von Afrika und Australien, ließ sich zur Zeit bedeutender Handelskrisen in äußerst gewagte Speculationen ein, verlor den Hauptbestandtheil seines Vermögens und kehrte dann nach London zurück, um dort, wo ein Banquerott auch seinem Geschäfte Schaden zu bringen drohte, zu retten — was zu erhalten möglich war.

Dem lebhaften Wunsche seines Vaters, wieder einmal nach Derenfelde zu kommen, um seine kleine Tochter Alice wieder zu sehen und seine Cousine Helene Adelka — uns einst unter dem Namen „Moorenfürstin" bekannt — kennen zu lernen, genügte er um die Zeit nicht, sondern unternahm eine Reise nach Italien, wo neue Handelsverbindungen ihm glänzende Chancen verhießen. Als er nach dieser beendeten Reise endlich wieder nach Deutschland kam, glaubte Jeder, daß Herr Heinrich Adelka andere Absichten mit seinem Kommen verbände, als nur sein Kind wieder zu sehen! —

Helene Adelka kennen zu lernen, schien Allen der Hauptgrund.

Helenens Vater war todt; er starb vier Jahre zuvor, gerade um die Zeit, als seiner Tochter Hochzeit mit dem Lieutenant von Dannstedt stattfinden sollte.

Der alte Banquier Adelka war, wie wir wissen, schon krank zu der Zeit, als Rudolf Seeberg zum ersten Male nach Derenfelde gekommen. Er war nie mehr gesund geworden, wenn er sich auch etwas erholte. Auf Verlangen des Arztes reiste er noch in jenem Winter mit seiner Frau nach dem südlichen Frankreich, blieb dort weit über ein Jahr, weil jene angebetete Gemahlin nach Geburt eines Knaben leidend wurde, und er zu sehr für ihre zarte Gesundheit fürchtete, als sie den Strapazen einer so weiten Reise bei geschwächten Kräften auszusetzen.

Das milde Klima hatte dem alten Banquier selbst sehr wohlgethan, so daß er die besten Hoffnungen für die Zukunft in Bezug seines Befindens hegte. Die Heimkehr in die rauhe Luft Norddeutschlands, das Leben in Derenfelde annullirten in dem ungewöhnlich kalten Frühjahre schon in wenigen Wochen die ganze Wirkung der Reise. Helene Adelka fand, als sie zur Feier ihrer Hoch-

zeit in's Elternhaus kam, den Vater leidender denn je — befürchtete das Schlimmste und beschuldigte tief im Herzensgrunde sogar ihre Stiefmutter, ihr — aus irgend einer Absicht den wahren Zustand ihres Vaters verborgen zu haben.

Helene liebte ihren alten Vater zärtlichst. Aus übergroßer Liebe zu ihm war sie sogar mit gewisser Freudigkeit auf den ausgesprochenen Wunsch ihrer Stiefmutter, Lieutenant von Dannstedt zu heirathen — eingegangen, weil sich die Idee fest in ihr ausgebildet, jener liebe ihre Mutter und könne die Ehre ihres alten Hauses und Namen gefährden.

Der Banquier starb — die Hochzeit Helenens wurde, wie es hieß, „bis auf Weiteres" hinausgeschoben.

Alle, welche diese bestimmenden Worte „auf Weiteres" von Frau Adelka hörten, meinten in den Zügen der Tochter eine ruhig ernste Entschlossenheit zu erkennen, die darauf hindeutete, daß sie nicht nur jenen Termin — nein, auch noch manches Andere über sich selbst ferner bestimmen werde, wie es ihr — einzig ihr allein behage und zusagend sei.

Zu näheren Erörterungen über diesen Punkt kamen die guten Derenfelder vorläufig nicht, denn

ein neues Ereigniß nahm fortan Alles in Anspruch. — Es war die Eröffnung des Testaments, das der verstorbene Banquier während seiner Abwesenheit von Derenfelde in Frankreich gemacht, und welches alle jene Bestimmungen umstieß, die er zu jener Zeit gerichtlich festgestellt hatte, wo er sich zum dritten Male, und zwar mit Frau Leonore von Dannstedt verheirathet hatte.

Dieses letzte Testament war ganz zu Gunsten seiner jungen Frau und deren kleinem Sohne abgefaßt, den sie ihm im ersten Jahre ihrer Ehe in Frankreich geboren hatte, und der von ihm in gleicher Weise vergöttert wurde, wie seine schöne Frau. Sie und ihr Kind waren zu Universalerben seines gesammten großen Vermögens ernannt; seinem kränklichen Knaben aus zweiter Ehe und seiner ältesten, bereits sehr reichen Tochter Helene hatte er nur das Beiden zustehende Pflichttheil bestimmt, — dieses ihnen sogar nicht einmal zur freien Verfügung überlassen, sondern ausdrücklich in einem Paragraphen hinzugefügt, „daß jenes Geld — im Falle ihres Todes — an die Gesammtmasse zurückfallen und — seinem jüngsten Kinde zugewendet werden sollte.“

Ganz Derenfelde stand nach Bekanntwerdung dieses Testaments fast auf dem Kopfe! — Wie

ein Lauffeuer war die Nachricht davon durch die Stadt gedrungen. In den Häusern besprachen es Freunde und Verwandte; in den Fabriken und Kaufläden — an allen Straßenecken der übrige Theil der Bevölkerung. — Wäre die Sturm- und Feuerglocke gezogen geworden, die Aufregung hätte nicht allgemeiner sein können; — hätte man die Läden und Gewölbe geschlossen und Werktag wie Feiertag behandelt, es würde kaum aufgefallen sein in diesem aufbrausenden, fort und fort tönenden Lärm lautester Empörung.

Die schöne junge Wittwe versicherte mit ernster Miene, doch todbleichen Antlitzes, von solchem Liebesbeweis ihres Gatten keine Ahnung gehabt zu haben; fand sich aber dem Anschein nach sehr bald mit der ihr so wohlkleidenden Würde und Ruhe in den angenehmen Umstand, Besitzerin eines so enormen Vermögens zu sein, wie das des Banquier Adelka war.

Lieutenant von Dannstedt erklärte nach der Testamentseröffnung im Familienkreise, daß er derartige Bestimmungen eigentlich vorausgesehen und erwartet habe, weil ihm der Banquier ganz offen darüber aus Frankreich nach Geburt seines jüngsten Knaben geschrieben habe. — Er brachte sogar jenen Brief herbei, in welchem die Worte

unterstrichen standen: „Meine Tochter Helene wird nie so reich sein, wie man einst angenommen hat, daß sie es werde, und nur im Besitz des Schlosses Valmeaudans und des Moores bleiben.“

Herr von Dannstedt fügte nicht ohne Pathos hinzu, daß solche angedrohte Enterbung ihm bei seiner großen Liebe zu seiner Braut ziemlich gleichgültig gewesen sei — eine Aeußerung, die die Zuhörer in Anbetracht ihres Grundvermögens weniger heroisch fanden als der junge Mann selbst, welcher damit vielleicht jene Eismauer zu durchbrechen dachte, die Helene um ihr Wesen ihm gegenüber gezogen hatte.

Dies geschah aber nicht! — War sie auch noch seine Braut — nun schon stand in ihr fest, nie seine Frau zu werden. — Der Grund, welcher sie einst bestimmt hatte, ihm angehören zu wollen, war jetzt fortgefallen, und wie entsetzt sie auch noch über den Verlust des geliebten Vaters, wie beschäftigt durch das Testament und die Enterbung sie war — ihre Gedanken steuerten doch schon dem Ziel der Freiheit mehr und mehr entgegen.

Sie zuckte bei Dannstedt's offener Erklärung seiner Liebe nach ihrer Enterbung wohl zusammen, — sie glaubte aber nicht an dies Gefühl.

Sie hatte in seiner Bewerbung immer mehr Eigennutz als Neigung gesehen, und sogar im ersten Anfall der Verzweiflung, nach seinem Antrage bei ihrem Vater, diesem heftig zugerufen, als er von Dannstedt's Liebe geredet, „er erwählt mich nur des Geldes halber."

Nach der Testamentseröffnung fiel ihr ein, wie ihr Vater ihr aus Frankreich geschrieben hatte, daß er Proben angestellt, um Dannstedt zu prüfen, wie er diese bestanden, und sie — bevor sie sein Weib würde — den Beweis erhalten solle, nicht allein aus Nebenzwecken gewählt worden zu sein, wie sie einmal angenommen habe.

Nun tauchten in Helenen die Gedanken wohl auf, ob jenes letzte, endgültige Testament nicht ein Scheintestament gewesen, und sie die Schuld daran trage? — Antwort konnte ihr nichts geben — nicht die größte Selbstanklage Entscheid über diese Sache bringen, die sie hauptsächlich ihres jungen Bruders halber bedauerte.

Jener Bruder Helenens kam zu seinem Vormunde, dem Commerzienrath Dondorf, in's Haus, — Helene erfüllte den Wunsch ihres verwittweten Onkels, des Banquier August Adelka, ferner bei ihm zu leben. Frau Leonore Adelka, Helenens Stiefmutter, blieb allein mit ihrer Dienerschaft in

dem großen Hause, das bis dahin den beiden ältesten Kindern des verstorbenen Banquier Heimath gewesen.

Ihr abgeschlossenes, stilles Leben während des ganzen Trauerjahres — dies Leben einer Nonne — würde ihr vielleicht diesen oder jenen zum Freunde gemacht haben, wenn nicht nach Ablauf der zwölf Trauermonde sie ihrem Cousin Theodor von Dannstedt, dem früheren Verlobten ihrer Stieftochter, die Hand gereicht — und bei ihrer Abreise von Derenfelde allen Bekannten nicht mit so tiefer Betrübniß Lebewohl gesagt und in vollem Ernste ausgesprochen hätte, daß ihr die Trennung von dem Orte so schwer falle, wo sie mit dem guten Herrn Adelka so glücklich gewesen sei. Man hielt diese Betrübniß um so eher für eine erheuchelte, als man sich plötzlich des Geredes entsann, warum Helene ihre Verlobung mit Herrn von Dannstedt aufgelöst habe. „Die alte Zeichenstunde," Helenens getreue Freundesschaar, hatte dies Gerücht nämlich in Umlauf gesetzt, um ihre geliebte Moorenfürstin vor der Anschuldigung des Wankelmuths zu bewahren, mit der man sie in jenem Falle überhäuft, — denn aufgelöste Verlobungen waren nicht nach dem Geschmack der ehrlichen Derenfelder! — Als denn Frau Adelka

ihren schönen alten Namen, der in der Handelswelt so guten Klang hatte, gegen den adeligen eintauschte, öffneten sich noch einmal alle Schleusen der Beredtsamkeit, um sie zu verdammen. Man hielt schönen jungen Gouvernanten überhaupt keine großen Lobreden — ja man schüttete, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, das Kind mit dem Bade aus, und kam darin überein, daß so — so, wie Frau Leonore von Dannstedt gehandelt — eben nur eine Dame der Aristokratie handeln könne, die stets à tout prix heiratheten, am liebsten und meisten aber ihre Wahl des Geldes wegen träfen.

Doch nicht allein schönen, jungen und adeligen Gouvernanten sprach man das Todesurtheil der Verdammung, — nein, der ganzen Schaar dieser armen Wesen ließ man kein ehrlich Haar, und wäre direct ein Engel vom Himmel hernieder gestiegen, um den guten Derenfeldern die Unschuld solcher Damen darzuthun, — sie würden nach dem Falle im Adelka'schen Hause selbst einem Erzengel nicht mehr geglaubt haben, oder wenigstens bei der Meinung geblieben sein, „daß eine gute Gouvernante nothwendig alt, häßlich und unliebenswürdig sein muß, um völlig ungefährlich dem Herzen des Mannes zu bleiben, in dessen Hause sie die Kinder erziehen soll.“

Am meisten und entschiedensten sprach sich dafür Therese Marbach, der jungen Moorenfürstin Cousine, aus, die seit Kurzem mit dem Commerzienrath Dondorf — einem alten reichen Wittwer, verheirathet war. Dieser Mann ihrer Wahl hatte außer einer erwachsenen Tochter, ihrer Freundin — die wir bereits beim Maler Werneck kennen lernten —, noch zwei andere heranwachsende Kinder, bei denen eine hübsche Gouvernante bisher Mutterstelle vertreten, da die lebensfrohe Tochter sich wenig zur Erziehung jüngerer Schwestern geeignet hatte. — Die erste Handlung der jungen Frau Commerzienräthin war — die liebliche Gouvernante zu entlassen, — um all' den möglichen und unmöglichen Fällen vorzubeugen, die ganz Derenfelde von einer solchen Dame abhängig glaubte.

Aber nicht allein die Gouvernante tadelte man nach dem Unglück, das über die beiden Adelka'schen Kinder durch eine Erzieherin herbeigeführt worden war, sondern auch dem verstorbenen Banquier ließ man Jahr und Tag keine Ruhe in seinem stillen Grabe, — riß ihn moralisch tausendfach aus der Erde, um ihn bald so, bald anders zu tadeln, und begriff bei all' diesen Zornausbrüchen am wenigsten, daß er — ein geborener

Derenfelder, ein solider Kaufmann — so unsolid hatte handeln können, wie er gethan, indem er zwei seiner Kinder zu Gunsten des dritten enterbte. Daß eins dieser Kinder reich war und das andere keine Aussicht bot, lange am Leben zu bleiben, beschwichtigte Niemand. Die erregten Gemüther der ehrlichen Derenfelder beruhigten sich erst wieder etwas an dem Tage, als bekannt wurde, daß der Bruder des verstorbenen Herrn Louis Adelka — nach getroffenem Uebereinkommen mit seinen drei Söhnen — seinem armen kleinen enterbten Neffen zwanzigtausend Thaler von seinem eigenen Vermögen verschrieben und mit diesem Gelde bereits so glücklich speculirt habe, daß die Summe nach Jahresfrist schon verdoppelt war. Die Hälfte des Geldes wurde dann bei industriellen Unternehmungen eingezeichnet, die reichen Ertrag zu bringen versprachen, der andere Theil aber blieb in dem Banquiergeschäft, — und Alles verhieß nun dem Knaben Berthold, daß, wenn er am Leben blieb, seine Zukunft nicht nur gesichert war — nein, er auch über Geldmittel zu verfügen hätte, die nicht unbedeutend genannt werden konnten.

So hatte denn der Bruder voll Großmuth eine Schuld getilgt, die der Vater am Kinde be-

gangen. Er sorgte auch fort und fort väterlich für diesen Knaben und für seine Nichte Helene, obschon die Vormundschaft über Beide dem besten Freunde des Verstorbenen, dem Commerzienrath Dondorf, laut Testament übertragen worden war.

Diese Großmuth des Herrn August Adelka — all' seine Freundlichkeit gegen die verwaisten Kinder seines Bruders — würde in schönerem Lichte dagestanden haben, wenn die auf diese Kinder nun einmal ganz vorzugsweise aufmerksamen Derenselder nicht plötzlich bemerkt hätten, daß genannter Herr mit seiner lieblichen Nichte, der reichen und reizenden Moorenfürstin, noch näher verwandt zu werden trachtete, und bald diesen, bald jenen seiner Söhne als ganz vortreffliche Partien für sie erachtete.

Der Moorenfürstin Freundinnen, deren der Leser sich wohl noch von jenem Morgen erinnert, wo sie in Maler Werneck's Stube stürmten und Rudolf Seeberg sie Alle kennen lernte — diese Schaar junger Mädchen, die nun aber wirklich mindestens — dem Alter und dem Aeußeren nach — junge Damen geworden, hatten die ungebundene Ausdrucksweise ihrer Backfischzeit eben so wenig abgelegt, wie die Energie, mit der sie verfuhren, wenn ihnen irgend etwas nicht nach Wunsch und Sinn war, — kurz, nach ihrem Be-

nehmen damals in der Zeichenstunde waren sie gewissermaßen noch immer zu beurtheilen.

Als sie denn von Fräulein Regine Dondorf — der alten Dame, die noch immer Ehen stiftete und eine Art von Conversationslexikon für alle Stadtgerüchte war — erfuhren, was Banquier August Adelka mit Helenen beabsichtige, sagten sie nach kurzem Ueberlegen:

„Unsere Moorenfürstin paßt nicht für die Adelka'schen Söhne! — Sie muß erstens eine ganz besondere Entschädigung für die traurigen Ereignisse ihres Lebens haben, gegen die wir sie leider nicht schützen konnten, und — just zum Aerger für ihre unverschämte Stiefmutter — recht 'was Apartes als Ehegemahl bekommen; zweitens darf auch Herr August Adelka's glänzende That der Großmuth gegen seinen Neffen, die seinem armen Bruder endlich Ruhe im Grabe verschaffte, durchaus nicht durch Wolken des Eigennutzes verdunkelt werden, und die würden unfehlbar sich ansammeln, wenn unsere Moorenfürstin ihren Torfreichthum in's Banquiergeschäft steckte."

Marie Burgen und Clara Limbach — die beiden Mädchen des Kreises, die völlig unbemittelt waren und voraussichtlich nicht so gute Partien machen würden, wie ihre vermögenden Freundin-

nen — diese beiden Mädchen wurden ausersehen, der von Allen so geliebten Moorenfürstin zwei lästige Verehrer abzuwehren, welche Helene Adelka in der That an ihren Cousins, Leo und Fritz, besaß; — nein, sie selbst sahen ein, daß jene jungen Männer, die keinen besondern Vorrath an Verstandeskräften hatten, recht gut zu ihnen paßten, die ebenso mit Klugheit gesegnet waren, wie mit dem guten Willen — reiche Frauen zu werden.

Herr August Adelka erschwerte den beiden Bewerberinnen um seine Söhne zwar ein wenig, an dieses Ziel zu gelangen, — aber die Derenfelder Mädchen waren nicht so leicht vor den Kopf zu stoßen und noch weniger bald um ihre Fassung gebracht.

Zu Operationen, ihre Absichten in's Werk zu setzen, bot sich beiden Mädchen die beste Gelegenheit dann, wenn Helene Adelka im Hause ihres Onkels lebte, und das geschah auf seine dringenden Bitten häufiger, als ihr selbst angenehm war, indem ihre Vorliebe zu ihrem einsamen Hause im Moore noch in aller Kraft in ihrem Herzen fortbestand.

Banquier Adelka's Haus war — wenn Helene nicht in Derenfelde weilte — durch die weise Fürsorge des alten eigenen Herrn immer ein wenig

hermetisch abgeschlossen gegen allen Frauenverkehr. Sollten nach dem Entschluß und Willen des Familienoberhauptes auch die Söhne heirathen, so doch nicht das für einen Kaufmann wichtigste Gut des Lebens — „die Zeit" — bei unnützen Liebeständeleien verlieren. Sein Großvater hatte für seinen Vater die Braut ausgesucht — sein Vater für ihn die Wahl getroffen, — und warum sollte er nun nicht auch für das Beste seiner Kinder allein und einzig im wichtigsten Falle ihres Lebens sorgen können? —

Das Beste erschien ihm, dem alten Banquier, fort und fort die Verbindung einer seiner Söhne mit der reichen Moorenfürstin. Als der älteste denn nicht nach Derenfelde kam, bestimmte er pflichtschuldigst zuerst dem zweiten das Glück ihrer Hand. — Leider geschah es zur Zeit, als diesen Marie Burgen's muntere Augen lebhaft anzublicken begangen — Augen, aus denen ihm mehr und Besseres entgegenleuchtete, wie aus den träumerisch stillen Blicken der ernsten Cousine. Er war jedoch zu gut erzogen und zu praktisch gesinnt, das gesegnete Torfland und den reichen Besitz der jungen Moorenfürstin nicht mit in die Waagschale ihrer ruhigen Blicke zu legen — indessen als seine Cousine ihm freundlich und herzlich

einen Korb bei seinem Antrage gab, nahm er sich nicht das Leben, sondern sagte: „Nun, Marie Burgen ist mir au fond du cœur doch lieber als Frau!" —

Diese war nicht allein entschiedene Feindin pietistischer Candidaten — auch vom Korbertheilen an einen reichen Mann! — Sie entschloß sich rasch, und eben so schnell folgten die Karten. Bei ihrer Verlobungsfeier gelang es ihr und ihren Freundinnen, Clara Limbach an das von Allen erwünschte Ziel zu bringen.

Nachdem zu des alten Banquiers Kummer auch diese Verlobung seines jüngsten Sohnes zu Stande gekommen war, blieb sein einziger Trost, daß sein ältester Sohn noch Wittwer, dieser mithin Helene Adelka heirathen konnte, und ihr reiches Besitzthum dann der Familie erhalten bliebe.

Bei der Doppelhochzeit ihrer Freundinnen sagten die jungen Frauen scherzend zu Helenen: „Sieh', Moorenfürstin! Zwei bittere Kelche sind nun glücklich durch unsere Aufopferung an Dir vorübergegangen, — vor dem dritten aber — hüte Dich selbst!"

Unter diesem dritten bittern Kelche verstanden sie niemand Änderes als ihren Schwager, Herrn Heinrich Adelka.

Helene, die wieder einmal herzlich lachte, als sie ihre munteren Gefährtinnen eine sehr difficile Sache so leicht behandeln sah, wehrte mit ziemlichem Ernst und nicht ohne Entschiedenheit die Annahme zurück, daß die ganze Reihe der Adelka'schen Söhne als ihre Bewerber auftreten sollte. — Man deutete ihr nun zart an, daß sie dann vielleicht weise thue, wenn sie sich für längere Zeit auf ihr Gut im Moore zurückziehe und namentlich nicht mehr alleinige Erzieherin der kleinen Alice bleibe. — Sie befolgte den guten Rath, den sie schon lange für das Beste erachtet, als durch Hülfe ihrer Cousine Therese die Schwierigkeit glücklich beseitigt war, die sie bis dahin immer zurückgehalten, einen völligen Rückzug nach ihrem geliebten Moore anzutreten. Sie hatte sich nämlich nicht von ihrem Bruder trennen mögen, der in Derenfelde bei seinem Vormund lebte und mit zärtlichster Liebe an Helenen hing. — Nun war Berthold Adelka in das Alter gekommen, einen Hauslehrer erhalten zu müssen, da seine stete Kränklichkeit ihm keinen Schulbesuch gestattete. — Therese Marbach, seit Kurzem des Herrn Commerzienraths Dondorf Braut, gestand ihrem Verlobten eines Tages — in Rücksicht des immer heißer, immer dringender werdenden Wunsches ihrer ge-

liebten Moorenfürstin, den Bruder und Fräulein Regine Dondorf mit sich zu nehmen — daß der Gedanke ihr unangenehm sei, daß Berthold's Lehrer gerade dann in sein Haus käme, wenn eben ihre Hochzeit stattgefunden habe, und fragte, ob er die Sache nicht ändern könne, wenn er den Knaben, unter Fräulein Reginens Schutz, mindestens ein Jahr bei Helenen leben lasse.

Dem Commerzienrath Dondorf war die neueste Nachricht, welche er über seines Mündels Hauslehrer erhalten, auch zu unangenehm gewesen, als daß er nicht schon Aehnliches gedacht. Er hatte diesen Herrn auf Helenens ganz besondere Fürsprache engagirt, und weil sie ihm gesagt, daß er ein Neffe des alten Derenfelder Originals „Werneck" sei. — Einen Neffen des alten Malers Werneck hatte Herr Dondorf unwillkürlich auch für einfach, anspruchslos und von stillem Gemüth — für jene Art völlig ungefährlichen, komischen Originals gehalten. Nun sagte man ihm plötzlich, Herr Candidat Seeberg sei ein schöner junger Mann — der völlige Gegensatz zu seinem alten Onkel. Hatte die schöne Gouvernante solche Confusion im Adelka'schen Hause angerichtet, — warum konnte ein schöner Lehrer nun nicht seinen jungen Töchtern — vielleicht gar seiner Frau — den Kopf ver-

drehen? — — Er erfüllte daher die Bitte seiner Braut und richtete Alles zur völligen Zufriedenheit der Betheiligten ein.

Helene war offenbar am glücklichsten über das Arrangement; so glücklich, daß Fräulein Regine für gut befand, ein wenig den Kopf zu schütteln über solchen Hang zur Ruhe und Einsamkeit bei einem so jungen Mädchen. — Wie wenig kannte die gute alte Dame den wahren Grund von Helenens Glück! — —

Am wenigsten zufrieden mit dieser völligen Uebersiedelung nach dem fern liegenden Gute war aber der alte Banquier, jedoch so klug, sich nichts merken zu lassen und Trost in einem neuen Plane zu finden. —

Diese Idee führte er aus, sowie Helene und Fräulein Regine in Wallmohden eingerichtet waren. „Wallmohden" hieß seit Kurzem Helenens Haus im Moore, das einst nach seinem früheren Besitzer „Schloß Valmeaudans" genannt war, ein Name, den der Volksmund längst derartig verändert hatte. Herr Adelka brachte seine Enkelin dahin, die, wie er behauptete, — aus Sehnsucht nach Helenen krank geworden sei.

Helene liebte das reizende Kind viel zu sehr, um sich nicht aufrichtig über dessen Ankunft zu

freuen, und selbst Fräulein Regine hieß die kleine Alice willkommen, da sie deren Vater in fernem Lande wußte.

Für Fräulein Regine war ein Ort, der über die Alpen oder das Meer hinaus lag, so ziemlich aus der Welt. Nicht so für Andere, und die klugen Derenfelder meinten, der Banquier habe sehr geschickt eine Trennung von seiner reichen Nichte zu vermeiden gewußt. Was er ihnen auch von des Kindes Liebe zu seiner Tante sagen mochte — sie glaubten nicht, daß solch einfaches Motiv ihn geleitet habe: was er auch Gutes von dem steten Landaufenthalt für die kleine Alice erhoffte — sie ließen sich nicht täuschen und behaupteten, das Mädchen sei ganz gesund, alles Andere Vorwand, und sie solle nur der Faden sein, der Helene an ihren Vater knüpfe.

Ob das geschah, konnte Niemand in Derenfelde wissen, da keiner von Allen Helene binnen anderthalb Jahren sah, und sie ebenfalls während dieser langen Zeit nicht nach ihrer Vaterstadt reiste.

In diesem zweiten Jahre, wo Alice bei Helenen lebte, kam Banquier Adelka zu der Zeit des Sommers nach Wallmohden, wo er, wie gewöhnlich, seinen Neffen Berthold selbst nach Wiesbaden zu

bringen pflegte. — Der Knabe mußte dort alljährlich baden, und das Geleit, das ihm sein Onkel gab, war eine der Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten, die er noch für ihn beibehalten, als bereits für seinen Neffen ein Erzieher engagirt worden, der ihn begleitete, und außerdem Fräulein Reginens Fürsorge für den Knaben die Oberaufsicht des Onkels auf der Reise unnöthig gemacht hätte.

Banquier Adelka wußte aber sehr gut, wie hoch Helene ihm diese Aufmerksamkeit anrechnete, und riß sich aus dem Grunde ganz gern für einige Zeit aus seinem Geschäfte. — In diesem Sommer entführte er ihr nun außer dem Bruder auch noch die kleine Alice, um diese zu ihrem Vater nach Ems zu bringen.

Herr Heinrich Adelka war zur unbeschreiblichsten Ueberraschung Aller — nachdem er in Deutschland angelangt — nach jenem Curplatz abgereist, und war weder nach Derenfelde gekommen, noch hatte er sich — was man doch so bestimmt angenommen — nach Wallmohden begeben.

Ahnte sein Vater vielleicht, daß „die alte Zeichenstunde" so etwas durchaus Apartes für ihre geliebte Moorenfürstin erstrebte, und fürch-

tete er, daß sein Sohn den hohen Ansprüchen, die sie für Helene machten, nicht genügen könnte?

Helene war nach diesem veränderten Reiseplane Heinrich Adelka's noch mehr wie je davon überzeugt, daß ihr Cousin weder die Wünsche seines Vaters theile, noch das erstrebe, was ihre Freundinnen ihm seit Kurzem als feste Absicht unterschoben. Sie kam nach Derenfelde, wohin „die alte Zeichenstunde" — ihr getreuer Freundeskreis — sie jetzt energisch hinberief, da sie wieder einmal ihre liebe Moorenfürstin bei sich haben wollten. — Wie staunten aber Alle, Helene so still, ernst, niedergeschlagen, fast traurig zu finden! — Wie drang man in sie, die Ursache ihrer sichtbaren Betrübniß anzugeben! — — Die arme Helene, die ihr ganzes Herz mit einem Traume ausgefüllt, der als unverwirklichtes Ideal noch immer als höchster Wunsch in ihrer Seele lebte, und zu dessen Erfüllung das wirkliche Leben unerbittlich nein zu sagen schien, — wie hätte sie das, was sie kaum sich selbst gestand, daß es als bitterer Kummer an ihrem Leben nage, — Anderen eingestehen können? —

Dieser Traum war — Rudolf Seeberg, den das Geschick ihr so flüchtig einmal als Bild in's Leben hingestellt hatte, wieder zu sehen — ihn

kennen zu lernen, der so tiefen Eindruck auf ihr junges, unerfahrenes Herz gemacht!

Einmal hatte sie sich der Erfüllung dieses Wunsches nahe geglaubt — und war überselig in dieser Hoffnung gewesen. Es war zu jener Zeit, vor anderthalb Jahren, als ein Candidat Seeberg an sie geschrieben und sie dringend gebeten hatte, in Rücksicht auf ihre Zuneigung für seinen Onkel Antonius Werneck ein gutes Wort für ihn bei dem Commerzienrath Dondorf einzulegen, der einen Lehrer für sein Mündel — ihren Bruder — suche! —

Sie hatte die Bitte erfüllt — mit klopfendem Herzen, mit überströmender Seligkeit erfüllt, und — als sie dann einige Zeit später diesen Candidaten Seeberg sah — fand sie in ihm — einen Andern als den Erwarteten — den jüngeren Bruder Rudolf Seeberg's.

Diesen Bruder des Helden unserer Erzählung schilderten wir bereits. Er hatte aus Aeußerungen seines Onkels und Bruders ein günstiges Vorurtheil für jene junge Moorenfürstin gefaßt; — ihre Briefe, die sie zu jener Zeit noch öfter an den alten Maler nach O..dorf schrieb, hatten sein Interesse an ihr erweckt, und diese Gefühle hatten sich zu einer Alles überwältigenden Leiden-

schaft gestaltet, als er Helene Adelka's Bild und dann — sie selbst gesehen.

Joseph Seeberg war ein berechnender Charakter, ein Mensch, der langsam auf vorgezeichneter Bahn voran zu gehen vermochte, ohne das Ziel, dem er zusteuerte, irgend wem zu verrathen.

So auch in diesem Falle! — Nachdem er Helene Adelka gesehen, von ihrer zurückgegangenen Verlobung gehört, nahm er sich vor, die Möglichkeit aufzubieten, sie zu erringen. Die Verhältnisse kamen ihm zu Hülfe. Commerzienrath Dondorf suchte einen Lehrer; er setzte sich auf die Liste der Bewerber und — bat Helene im Namen seines Onkels um ihre Fürsprache.

Wie jubelte er — als Alles sich vereinte, seine Erwartungen zu übertreffen, und er Helene nicht nur in Wallmohden fand, auch — in dieser Einsamkeit mit ihr lebte; — wie verzweifelte er später, als er die ruhige Kälte ihres Wesens herausfühlte und nicht den kleinsten Schritt in ihrer Gunst voran machte, sondern vor wie nach ihr fremd gegenüber stand, obschon sie immer mild und freundlich war.

Da fragte sie eines Tages nach seinem Bruder — und in der Stunde löste sich ihm die räthselhafte Kälte ihres Wesens! —

Was Niemand ahnte — er erkannte es sofort — sie liebte seinen Bruder! — Er war außer sich — dann machte er sich einen neuen Plan, und danach handelte er. — Erbarmungslos sprach er von Rudolf's Liebe zur Fürstin Vera; doch was er auch sagte — die Liebe löschte er nicht aus in Helenens Herzen, und wie sich die Blume der Sonne zuwendet, die sie zum Leben weckt und ihrer Blüthe Pracht erst in das rechte Licht zu setzen vermag — so wandte sich des Mädchens Herz nur immer fester dem zu, der ihr erst zeigte, was ihres Lebens Sonne war! —

Joseph Seeberg verzweifelte. Helene war bei seinen Worten wie auf der Folter, und dennoch führte sie es stets herbei, daß er von dem fernen Bruder sprach. — Kein Wunder, daß der Zustand sie innerlich aufrieb und nicht ohne Einfluß auf ihr Aeußeres und Wesen blieb.

Wie aber auch die Freundinnen in sie drangen, ihnen zu sagen, was ihr fehle, was ihr sei, — von jenen Träumen ihres Herzens, die sie oft selbst für verderbliche Illusionen hielt, — konnte sie ihnen nichts verrathen. Deren Fragen wurden ihr aber lästig, und sie sah es fast als ein Glück an, als sich ihr Erlösung aus dem Labyrinth von

Rathschlägen bot, in dem sich ihre Freundinnen zu ihrem Besten oft verloren.

Sie war vielleicht acht Tage in Derenfelde, als ein Brief aus Ems an sie anlangte, der sie dahin berief. Die kleine Alice war krank geworden — verlangte sehnsuchtsvoll nach ihr — und Vater wie Großvater beschworen Helene, sofort zu kommen, um das an ihre Liebe und Fürsorge gewöhnte Kind zu pflegen. —

Sie besann sich keinen Augenblick und reiste.

In Derenfelde, wo sich diese Nachricht mit Blitzesschnelle verbreitete, hieß es allgemein, jetzt sei die Sache richtig, und nun zeige sich das Motiv, was Banquier Adelka zur Großmuth gegen seinen Neffen bewogen. Man wußte, Heinrich Adelka's Speculationen waren zu verfehlt gewesen, um nicht bedeutende Nachhülfe in seiner Kasse nöthig zu machen, und man beklagte die arme Helene, die das Opfer eines Mannes werden sollte, dessen Herz verhärtet und dessen Seele jeder besseren Regung unfähig sei.

Man schloß bei Heinrich Adelka auf diese Herzenshärte und völlige Verderbniß — weil er seiner Vaterstadt so völlig den Rücken gewandt und immer fern von der Heimath gelebt hatte. Wer Derenfelde nicht liebte und nicht allen Städ-

ten der Welt vorzog, mußte nach den Begriffen seiner Bewohner ein schlechter Mensch sein.

Im Kreise der Freundinnen Helenens gesellte sich zu diesem Bedauern, „einer solchen Barbarei anheim zu fallen und künftig in London leben zu sollen," — Entsetzen, als Fräulein Regine Dondorf von Wiesbaden aus urplötzlich in Derenfelde anlangte, sie sämmtlich in's Haus ihrer jungen Schwägerin wie zum Appell zusammentrommelte und ihnen eröffnete, was sie im Zusammenleben mit der Moorenfürstin längst enträthselt habe und jetzt zu verrathen für Pflicht erachte, um Helene vor einer Verbindung mit Heinrich Adelka zu bewahren, die ihr Unglück sei.

Es war nichts Anderes und Geringeres, als daß Helene eine stille Liebe habe — diese geheime Neigung der alleinige Grund ihres steten Ernstes sei! —

Entsinnt man sich noch, wie jener kleine Freundeskreis sich eng und fest um die junge Moorenfürstin schloß, wie sie der Liebling Aller war, und wie eine Jede sich berufen fühlte, für sie zu sorgen, die einst in ihrer Kindheit und ersten Jugend so reich für Aller Freude gesorgt hatte, — entsinnt man sich all' dessen, so wird man sich einen schwachen Begriff von der Revo-

lution machen können, die in dieser jungen Schaar herrschte, als sie hörten, es gebe ein Mittel, Helene, ihre liebe schöne Moorenfürstin, wieder froh und glücklich zu machen!

Man entsann sich ihrer heitern Fröhlichkeit als Kind noch zu wohl, um nicht darauf zu brennen, endlich — endlich das liebe Lächeln wieder in ihr Gesicht zu zaubern, — dies Lächeln, das einst des Mädchens höchster Reiz gewesen.

Man bestürmte daher Fräulein Regine, den Gegenstand jener stillen Liebe zu nennen; denn um sich mit dieser allgemeinen Benennung für diesen so ganz besondern Fall zu begnügen, dazu waren jene Freundinnen Helenens zu praktisch, zu energisch. — Sie sollte nicht nur vor Heinrich Adelka geschützt — sie sollte auch glücklich mit ihrer stillen Liebe werden.

Fräulein Regine wurde also mit ihrer Discretion nicht durchgelassen, und als man endlich den Namen von Helenens Neigung erfuhr, — fiel weder einer von den jungen Frauen, noch all' den Mädchen ein, daß Fräulein Regine Dondorf — die Ehestifterin par excellence war — die Dame sei, die sich im Nothfall — um eine Partie zu Stande zu bringen — den Bräutigam vom Monde, die Braut aus der Sonne holte! —

Jede einzelne Freundin hatte dann noch irgend einen Beweis für die Wahrheit der Behauptung hinzuzufügen, und die dunkle Sache stand bald hell wie das Tageslicht da.

Jene ganze lustige Schaar, die wir einst bei Vater Werneck trafen, hielt nun eine lange, eine ernste Conferenz zu der geliebten Freundin Besten. Der Schluß dieser langen, wichtigen Sitzung lautete — zwar nicht: „Auf, nach Valencia!“ — jedoch ähnlich, und zwar so: „Auf, nach Ems, um die Moorenfürstin glücklich zu machen!“

Eine Art epidemischen Hustens brach in derselben Nacht noch in all' den Häusern derer aus, die eine Mission zu erfüllen hatten, und der Arzt wurde gerufen.

Jeder andere Jünger Aesculaps hätte sich vielleicht nicht so willig bezeigt, auf die Wünsche seiner Patienten so viel Rücksicht zu nehmen und sie sofort — über Hals und Kopf nach Ems zu senden; allein der Derenfelder Doctor kannte nicht nur von frühester Jugend auf diese ganze energische Corporation, die so plötzlich an der Schwindsucht litt, — er liebte seit einiger Zeit eine dieser Schaar — Fräulein Emmy Langen, jene spröde junge Schöne — die es unverzeihlich gefunden, daß Candidat Seeberg sich wusch, während sie

nebenan im Zimmer seines Onkels weilten! — Versuchte der Doctor nun nicht den Widerstand, weil er ihn von vornherein diesen kleinen Eisenköpfen vis-à-vis für vergeblich erachtete, oder wollte er sich das Heer zu Bundesgenossen erwerben — kurzum, er widersprach nicht, als jede Einzelne ihm unter entsetzlichem Husten mit schwacher Stimme dictatorisch erklärte: „Nur Ems kann mich noch retten!“ —

Die Männer der jungen Frauen, die Eltern, Tanten, Onkel — die ganze Oberbehörde dieser muthigen Freundesschaar — kannten die Früchte der Derenfelder ungebundenen Erziehungsmethode ebenfalls zu gut, als daß sie gegen die gesegneten Folgen gänzlicher Emancipation Einspruch erhoben, sondern man gab ihnen Reisegeld und ließ sie ziehen.

„Was haben sie nur vor?“ Diese Frage ertönte in den verlassenen Häusern, während Fräulein Regine sich freudig die Hände rieb und fröhlich sagte: „Ich allein kenne den Grund, und Gott gebe seinen Segen zu ihrer Reise!“—

Zweites Kapitel.

An jenem Morgen, wo den Brunnengäste von Ems Helene Adelka zum ersten Male auffiel, hatte sie auch seit ihrer Ankunft in dem Badeorte zum ersten Male jene Villa am Berge verlassen, die ihr Cousin zum alleinigen Besitz gemiethet. Die kleine Alice war so weit hergestellt, daß man sie ohne jede Befürchtung der alleinigen Aufsicht der Wärterin überlassen konnte.

Wir wissen, daß die liebliche Moorenfürstin nicht so gleichgültig und interesselos durch die schönen Anlagen von Ems dahinschritt, wie ihre Begleiter. Von der Ruhe, die übrigens das Wesen jener reichen Kaufherren kennzeichnete und die sonst in ihrem Innern in ziemlich gleich hohem Grade vertreten, — war zu der Zeit ungewöhnlich wenig — fast nichts in Beider Herzen zu finden. Der alte Banquier wünschte zu sehnlich, jene ein=

trägliche Besitzung seiner Nichte — die einst durch Anheirathung in die Adelka'sche Familie gekommen, dann Helenen zugefallen war — seinem Hause zu erhalten, als daß er jetzt, wo der Fall so zu sagen in letzter Instanz schwebte, hätte ruhig sein können.

Selbst die kühle, gleichmäßige Natur Heinrich Adelka's, die noch vor wenigen Wochen einzig berechnend an diese Heirath gedacht und sie mehr als eine Speculation seines Geschäfts — als seines Privatlebens betrachtet hatte, war, seitdem er Helene kennen gelernt, durch einen Umstand — den er kaum selbst für möglich erachtet hatte — ganz aus seiner Ruhe gerissen. Sein Fühlen und Empfinden war hinaus aus jenen Regionen des Eises getreten, wohin sein Wille all' die geheimnißvollen Seelenkräfte gebannt hatte, deren Einfluß auf den Menschen er längst als zu aufreibend und unbequem für das alltägliche Leben erachtet, um sich seiner nicht zu entledigen. Ob ihm bei seinem Bemühen, völlig ruhig und unbewegt durch das fernere Leben zu wandeln, eine ruhig organisirte Natur, oder nur Verstand und Einsicht, fester Wille und Ausdauer zu Hülfe gekommen waren, dies ließ sich bei seinem kalten, undurchdringlichen

Wesen nicht recht unterscheiden. Ein leidenschaftliches Temperament schien ihm aber bei seinem Bestreben kein Hinderniß geboten zu haben. Um leidenschaftlich zu werden, hatte ihm ausgiebige Gelegenheit gefehlt, denn meistens war er in jener glücklichen Lage des Lebens gewesen, sich zu erringen und zu erreichen, wonach sein Sinn gestrebt und was das Herz verlangt hatte. Auf jenen steten Widerstand des Geschicks, der so leicht heftig und reizbar macht, war er nie gestoßen, sein Weg hatte sich immer geebnet. Andauernder Genuß hatte ebenso dazu beigetragen, ihn zu verwöhnen, wie der ruhige Gang seines Glücks. — Seltsamer Weise war er in dieser Atmosphäre eines anscheinend stillen Behagens auffallend ernst geworden — frühzeitig alt. Sah man ihn, wußte man sofort, die Träume seiner Jugend — wenn er je welche gehabt — lagen längst hinter ihm, obschon seine Jahre, seine frische Manneskraft ihn noch nicht berechtigt hätten, all' dem so völlig den Reisepaß zu geben, was Leben und Dasein verschönt.

Dies ist aber mehr oder minder bei den Menschen der Fall, die zu früh zu leben beginnen, zu rasch des Lebens Genüsse durcheilen und in un-

aufhaltsamem Wechsel nur einzig Befriedigung finden.

Aus Enthusiasmus oder Leidenschaft hatte Heinrich Adelka schon nicht einmal mehr das Mädchen gewählt, die ihm Lebensgefährtin sein sollte, und war er schon zu jener Zeit seiner Jugend bereits praktischer Geschäftsmann gewesen, — um wie viel mehr jetzt, wo er seit lange keine guten Geschäfte gemacht hatte.

Er war so durch und durch nur Kaufmann, daß er vor einem Jahre ohne weitere Frage auf die Idee seines Vaters — in Bezug auf seine reiche Cousine — eingegangen war, ja er würde sich nicht einen Augenblick besonnen haben, Helenen von Italien aus das Gelübde seiner Treue zu senden, und dieses auch sicher mit Vergnügen gethan haben, wenn ihm sein Vater nicht ebenfalls dorthin geschrieben hätte: „Du darfst Dich nur persönlich um sie bewerben, und bist dabei vielleicht glücklicher, als Deine Brüder gewesen sind."

In Vergleich zu seinen Brüdern war nun Herr Heinrich Adelka in der That ein Phänomen. — Verstand, Kenntnisse gaben seinem Gesicht Ausdruck, und die ernste Ruhe seines Wesens hatte etwas Imponirendes. Seine Lebenserfahrungen stellten ihn dabei auf eine seltene Höhe des Geistes,

die nur eben der Mann einnehmen kann, der das Leben in all' seinen Verhältnissen nicht nur genau kennen gelernt — auch mit Einsicht studirt hat, nicht blos in den Kreisen der Civilisation seine Tage verlebte, sondern auch in jene Winkel der Erde drang, wo noch des ersten Ursprungs Kraft und Stärke vorhanden ist, und das rohe Material von ihm selbst bearbeitet und in zusagende Formen gebracht werden mußte.

Heinrich Adelka hatte, wie wir wissen, viel gesehen — er hatte aber auch mit Nutzen gesehen. Solche Männer, die, wenn sie über Reiseleben sprechen — nicht wie die Masse unserer Touristen ein Conglomerat von Städten, Sitten und Gebräuchen dem Geistesauge im bunten Wirbel vorüberführen, sondern unter diese wechselvollen und interessanten Bilder des Lebens immer — wenn ich mich so ausdrücken darf — Mottos der realen Welt setzen, und gewissermaßen wie mit einem Auctionshammer durch Länder und über Meere ziehen, um nur zuzuschlagen, wo ihr Nutzen vor Augen und auf der Hand liegt — — all' diese sprechen über dieses Reiseleben anders — wie namentlich Jene, denen Reisen nur Schmuck des Lebens sind und deren Geist und Phantasie sie

außerdem noch tausend andere Dinge liefern, wie Touristen und Kaufleuten.

Heinrich Adelka hatte einzig die Welt für sein Fach und als berechnender, speculativer Kaufmann durchreist, — er hatte aber zugleich Alles, was der Welt Weite ihm geboten, mit dem Blick scharfen Verstandes erschaut und abgewogen, und nie fühlte man seine geistige Bedeutendheit vielleicht mehr, als wenn er von dieser Periode seines Lebens in fremden Erdtheilen, in fremden Ländern sprach. Dazu kam, wenn er redete, jene ihm eigenthümliche Ruhe, Klarheit und Wahrheit in Darstellung und Ausdruck, die mehr oder minder den Kaufleuten eigen ist. Sie übertreiben nicht — sie haben nicht ewig Kämpfe mit wilden Thieren und wilden Menschen gehabt, obschon sie tausendfach die wildesten Gegenden durchstreiften.

Dieser Zug von Wahrheit, der durch die Mittheilungen gereister Kaufleute geht, fesselt den denkenden Geist unendlich mehr, als das farbenreiche Conglomerat von gefährlichen und interessanten Abenteuern, wo der Redende einzig dem Ziel „sich sträubender Haare“ zueilt. Sie entwerfen ihre Bilder zwar nicht im tiefen, warmen Colorit des befähigten Malers — sie schildern nicht mit der beschwingten Feder des lyrischen Dichters —

aber — sie schildern treu, und man lernt, indem man ihnen zuhört.

Heinrich Adelka wußte, daß er gut sprach, wenn er über seine Reisen redete. In den vierzehn Tagen, wo die Krankheit seines Kindes Helene an das Haus und seine Gesellschaft fesselte, sprach er zu ihrer Unterhaltung und Zerstreuung mehr und besser darüber, als er vielleicht je gethan hatte, und sie hörte ihm mit einem Interesse — mit einer Aufmerksamkeit an, die dem anspruchsvollsten Redner genügt haben würde.

Die liebliche Anmuth ihres Wesens, — jener süße, unnennbare Zauber, den die träumerisch stille Schönheit der Moorenfürstin ausübte, war nicht ohne bedeutende Wirkung auf sein Herz geblieben. Er hatte zu viel gelebt und erlebt, um noch mit Entzücken auf wilden Wasserfall, auf schäumend, brandend Meer zu blicken. Ein tief stiller See that hingegen ihm wohl!

So wohlthätig war ihm auch die Ruhe in Helenens Wesen, diese klare Stille des Ausdrucks in ihrem lieblichen Antlitz, die sich so angenehm gegen all' die belebten und erregten Physiognomien abhob, welche die nach Vergnügen haschende Damenwelt zur Jetztzeit hauptsächlich bietet.

Die träumerische Ruhe im Wesen Helene Adel-

ka's verblendete den welterfahrenen Vetter aber nicht so, jenen phantastisch romantischen Zug nicht schnell an ihr wahrzunehmen, der ihr Sein wie mit goldenen Faden durchwob, — der sich bald im Aufleuchten des Blicks, im Fall und Heben des Tons ihrer melodischen Sprache kundgab, am meisten aber dann hervortrat, wenn jenes entzückende Lächeln — flüchtig gleich dem Sonnenstrahl — ihr stilles Antlitz mit Licht und Leben überfluthete. Er zog als guter Physiognomiker und welterfahrener Mann den Schluß aus Allem, den sein kluger Vater längst gezogen: „Dies Mädchen heirathet nicht aus Berechnung und in Anbetracht günstiger Verhältnisse — sie will lieben — will geliebt sein."

Banquier Adelka, nicht wenig stolz auf diesen Sohn, dessen geistige Bedeutendheit sehr bald im Verkehr mit ihm hervortrat, dachte mit ziemlicher Sicherheit: „Diesem Manne kann die einfache Helene wohl nicht widerstehen — er wird sie blenden, ihr imponiren, und — sie muß ihn lieben!"

Der Sohn, der mit seiner Lebenspraxis aber Lebenserfahrung vereinte und Frauenherzen besser kannte als sein Vater, — er sagte sich nach vierzehntägigem Zusammensein mit Helenen: „Du bist nicht der Mann, den ihre Phantasie sich erträumt

hat und ihr Herz sich ersehnte, — Du bist aber vielleicht der Mann, den sie zum Lebensgefährten erwählen könnte, wenn jenes Ideal, das sie sich erschaffen, noch keine Gestalt angenommen!"

Und Heinrich Adelka hatte mit dieser Beurtheilung nicht unrecht. Seine Ruhe imponirte ihr, sein Verstand zog sie an, sein Geist fesselte sie, und die mehr und mehr hervortretende Liebe zu seinem Kinde sprach ihr Herz an. — Von Liebe zu ihm war sie indessen weit entfernt, — an eine Verbindung mit ihm hatte sie kaum gedacht, obschon der Gedanke nicht fern gelegen hätte, nach allen Ereignissen früherer Jahre, und nachdem sie gehört, wie ihr Onkel diese Partie wünsche.

Helene Adelka war keine rastlos denkende Natur — noch weniger eine Pläne machende. Sie ließ sich mehr von den Ereignissen des Lebens treiben — als diese sich zu Bildern gestalten und in Formen kleiden.

Ruhig, unbekümmert lebte sie mithin neben Heinrich Adelka, als die Verhältnisse sie zu Hausgenossen gemacht und die Umstände sie binnen vierzehn Tagen näher zusammen geführt, als es sonst vielleicht in Jahren des Zusammenseins hätte der Fall sein können. Daß sie sehr verschieden von einander, fühlten Beide; — es waren

aber sich ergänzende Charaktere, sie stießen sich nie ab, lebten sich im Gegentheil mehr und mehr mitsammen ein, und würden — wenn sie verheirathet gewesen wären, sicherlich eine Normalehe geführt haben. Sie waren aber nicht an einander gebunden, und nur der eine Theil wünschte dies von Tag zu Tag — von Stunde zu Stunde mehr und mehr! —

Heinrich Adelka, dieser ruhige, gleichmäßige Charakter, wünschte diese Verbindung bald so heiß — wie er vielleicht nur einmal in seinem Leben, in seiner frühen Jugend, etwas begehrt hatte; und wie damals sein Verlangen sich nicht abgekühlt, als Wunsch und Wille sich an den starren Klippen der Unmöglichkeit fort und fort brachen, — so steigerte sich auch jetzt ein anfänglicher Wunsch zu immer größerer Sehnsucht, als sein Verstand ihm nur zu klar sagte, daß es sehr fraglich sei, ob jener Wunsch sich erfüllen könne.

Die Ungewißheit war ihm aber unerträglich, und der Entschluß stand in ihm fest, Helenen seine Liebe, seine Wünsche zu erklären, sowie sich eine günstige Gelegenheit, sie ungestört zu sprechen, bieten sollte.

Diese bereits ersehnte Gelegenheit brachte jener Morgen, wo er mit seinem Vater Helenen die

Brunnenpromenade gezeigt hatte und sie nach dem allgemeinen Frühstück zum ersten Male nicht mehr im Krankenzimmer nöthig war, sondern bei ihnen im Garten bleiben konnte.

Der Banquier zog sich wie gewöhnlich um diese Stunde zurück, um Briefe zu schreiben. Heinrich saß mit Helenen nun allein in einer jener reizenden offenen Lauben der Emser Villas, die jene köstlichen Aussichtspunkte auf die bewaldeten Bergeshöhen bieten, zu deren Füßen die Wellen der Lahn in sanfter Strömung dahingleiten.

Mit Entzücken genoß Helene, die an Wallmohdens ödes Moor nun lange gewöhnt, der Landschaft stillen wunderbaren Reiz, der wie für sie erschaffen war. Und so dasitzend in der lichtdurchglänzten Laube an diesem frischen, schönen Morgen — still lieblich wie das Bild, das sie erschaute — war um sie selbst gewoben jener unnennbare Zauber, der über der Natur in jenem kleinen, engen Emser Thale liegt.

Durch die tiefe Stille um sie her zitterte nun plötzlich der Leidenschaft gewaltiger Ton, der — ob behagend uns — ob nicht — die Wirkung nie verfehlt. — Heinrich Adelka erklärte ihr seine Liebe mit diesem tiefen Klang, mit dieser ernst bewegten Stimme, die das Herz unfehlbar stets erzittern

macht, das noch zu erschüttern, zu bewegen ist; — in jenem unbeschreiblich ernsten Tone der vollsten Wahrheit und des heißesten Verlangens! —

Nicht lange — nicht viel sprach er, — nichts sagte er von dem, was sein Vater ihm zu sagen anempfohlen hatte; er sprach von Herzen, und daß es ihr zu Herzen ging — sah er sofort — wenn auch nichts Anderes! — —

Hätte er nur ein wenig Auge für Anderes gehabt, das nicht mit jenem Bilde zusammenhing, das sie ihm bot, — er würde sicherlich die Gestalt bemerkt haben, die nicht einmal verborgen an der Laube stand, sondern sich ruhig derselben genähert hatte, — beim Klang der Worte aber schnell zurückgetreten war und nun noch hastiger von dannen ging, fast lief, als plötzlich Andere auch dem Platz entgegen schritten.

Diese anderen Personen konnten jedoch weder dem glühenden Bewerber noch dem überraschten Mädchen verborgen bleiben, sowie jene hohe dunkle Männergestalt es gewesen war, die jetzt die Flucht ergriffen und aus dem Garten auf den Bergpfad eilte; denn jene kamen lachend, jubelnd herangestürzt, und der Ruf: „Moorenfürstin! Moorenfürstin!“ durchhallte und durchschallte weit den Garten.

Nach dem lebendigen Aufspringen der sonst so ruhigen Helene zu urtheilen, mußte ihr die Unterbrechung keine unerwünschte sein! Der Blick, der noch eben starr und erschrocken auf Heinrich Adelka gerichtet war, — bekam wie mit Zauberschlag Glanz und Leben; die Wangen, die todesbleich sich färbten, unter seinen wenigen ernsten und eindringlichen Worten, überströmte ein flammend Roth, und der liebliche Mund, der schmerzlich gezuckt bei seiner flehenden Bitte, zeigte eines jener glücklichen Lächeln, die ihre stille Schönheit in so strahlendes Licht zu setzen vermochten. Dennoch enteilte sie nicht der Laube, ohne Heinrich Adelka mit dem ganzen Zauber dieses Lächelns mindestens flüchtig anzublicken und mild — wenn auch ruhig — zu sagen: „Ich muß jetzt fort und kann Dir später erst die Antwort geben!"

Sie mußte in der That fort! Der Ruf ertönte immer lauter, immer näher. — Von wem er kam — wer Alles diesen Namen „Moorenfürstin" rief, und so in dieser wirren lauten Art und Weise, in dieser beweglichen Modulation frischester Stimmen, die sie so oft und gerade so gehört — darüber konnte sie am wenigsten in Zweifel sein. — Mit den Worten: „Ihr! Ihr da!" lief sie dem kleinen Freundeskreis entgegen, der unter Lachen

und Thränen sie in seine Arme schloß und echt nach Derenfelder Kinderart sie fragte: „Bist Du schon Braut? Hast Du Dich aufgeopfert?“ —

Die ruhige ernste Erscheinung des Mannes, der jetzt ebenfalls aus der Laube jener Gruppe entgegen trat, übte einen Moment eine Art lähmende Gewalt auf Alle aus, die eigentlich gekommen waren, ihn zu bekämpfen, zu besiegen! — Mehr denn einen Moment dürfen wir aber diesem Drucke des Geistes nicht zuschreiben, denn die Derenfelder Jugend kannte und übte vorzugsweise jenes elfte Gebot, das der Zeitgeist unserem Katechismus zugefügt hat.

Nachdem die augenblickliche Verlegenheit vermöge jenes Grundsatzes rasch bewältigt war, löste sich die größte und imposanteste Erscheinung der Gruppe in höchster Seelenruhe von ihren Gefährtinnen ab und sprach mit der gewinnenden Offenheit, die ihr Wesen kennzeichnete:

„Sie sind sicher Heinrich Adelka! — Sind Sie's, so bin ich Ihre Cousine Therese Dondorf, geborene Marbach — die Frau des Commerzienraths Dondorf aus Derenfelde, welcher bisher unserer lieben Moorenfürstin Vormund war!“ —

Heinrich Adelka ergriff die ihm dargereichte Hand, und in der Art und Weise, wie er's that

und antwortete, lag etwas, das Einzelne der Gruppe den Anderen zuflüstern ließ: „Kinder, der hat 'was los gekriegt auf seinen Reisen und ist nicht „ohne"!" —

Frau Therese Dondorf fuhr aber unbekümmert fort: „Hier, lieber Heinrich, — diese Jungfrau in Blau, die stolz auf ihre Aehnlichkeit mit unserer Moorenfürstin ist, das ist meine Stieftochter Bertha Dondorf; — dies Marie Burgen, Clara Limbach — die Frauen Ihrer oder Deiner Brüder; — dort, jene rosa Schöne, unsere zarte Emmy Langen; — die Dicke hier, Susanna Wolf, das beste Herz der Welt und nebenbei der Liebling unserer uns entlaufenen Fürstin, der wir als treue Vasallen pflichtschuldigst nachgezogen sind — verlassend Haus und Hof, um hier zu sein bei ihr, die wir so lieben."

„So führt also Krankheit oder Unwohlsein doch Keine von Euch her?" rief Helene freudig.

Der wohleinstudirte Husten Aller, den Lachen und Lächeln begleitete, machte Helene nicht besorgt; und dieses Lachen, dieses Lächeln kennend, fragte sie mehr und mehr, durch den Anblick ihrer Jugendgefährtinnen erheitert: „Nun sagt mir aber, warum, weshalb Ihr hier seid!"

„Aus Liebe — nur aus Liebe zu Dir!" tönte

es wie aus einem Munde. Alle hingen sich von Neuem an des Mädchens schlanke Gestalt, und in den verschiedensten Modulationen riefen sie lachend, jubelnd: „Moorenfürstin — geliebte Moorenfürstin!"

Bei diesem Ausruf hielt eine Dame inne, die über den schmalen Bergpfad schritt, der in der Nähe der Villa dicht am Garten vorüber führte, Es war die hohe volle Frauengestalt im grauseidenen Schleppkleide, die einige Stunden zuvor den Brunnengästen als neue Erscheinung aufgefallen war, und welche auch von Helene Adelka einen Moment mit Ueberraschung angesehen worden.

Ob der seltsame Titel sie frappirte, den sie hören mußte — oder ob sie still stand von der Gegend Reiz gefesselt, von jener bunten lebensvollen Gruppe angezogen, die sich im Garten um Helene Adelka drängte?

Wer hätte das entscheiden wollen — können! Still stand sie aber da — horchend — lauschend — und fast schien's, daß einzig jener frohe Kreis es war, der sie an diese Stelle bannte.

Sie sah erst um sich, als ein Schritt in ihrer Nähe sie aus ihrem offenbaren Sinnen und Denken weckte; erschrocken aber heftete sich ihr großes

schwarzes Auge auf jenen grünlich scharfen Schlangenblick des jungen Mannes vor ihr, der nicht nur überrascht, auch ernst und forschend auf ihr ruhte.

Rasch ging sie weiter — er aber blieb wie festgezaubert stehen und sagte: „Sie ist's — sie war's — und wahrlich, sie ist schön!“ — — —

Die Gruppe im Garten, welche er ganz deutlich durch der Büsche Zweige sah, die jene Stelle deckte, wo er stand — sie zog durch übersprudelnde Munterkeit und lautes, fröhliches Lachen seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Ja, Liebe sättigt nicht allein!“ hieß es da, und man setzte lachend hinzu: „Glück stillt nicht den Durst nach Kaffee oder Chocolade! Moorenfürstin, wir sind heut' Deine Gäste, Du mußt für diese sorgen, mußt uns tractiren!“

Heinrich Adelka, der zeitweilige Besitzer der Villa, bei dem selbst Helene als Gast weilte, wollte sich entfernen und Anordnungen zu einem Frühstück treffen; Helene bat ihn — mit schüchternem Tone, mit niedergeschlagenem Augen: „Laß mich gehen, Heinrich, und das Nöthige besorgen, denn Jene sind ja wirklich meine Gäste; bemühe Dich nicht!“

Er folgte ihr einige Schritte, als sie von dannen ging, und sagte freundlich:

„Wie gern nähm' ich Dir die Mühe ab, Helene; doch in der That — ich bin in allen solchen Dingen ungeschickt. Ich bitte Dich nur, verfüge über Alles! Das Haus steht oben leer, hat Raum für Deine Gäste, laß sie bleiben — und laß sie — wie ich hoffe — unsere Gäste sein."

„Höre, Therese, wir kommen zu spät!" rief Emmy Langen, die das fortgehende Paar beobachtete, „sieh' nur, wie er sich zu ihr neigt und wie das Roth ihr Antlitz überflammt!"

„Emmy, Du bist doch immer der Unglücksrabe!" flüsterte die junge Frau ihr zu.

„Wißt Ihr noch, wie par-tout Vater Werneck damals todt sein sollte, als er ruhig Wurst für seinen hungrigen Neffen kaufte?" fragte Bertha Dondorf lachend.

„Schweig' von dem Treulosen, der uns verlassen hat!" rief Marie Burgen.

„Ja, schweigt von ihm, der uns und unsere Liebe um eine alte Schwester aufgab, denn sonst könnten wir am Ende vergessen, was wir für seinen Neffen thun wollen."

„Ja, schweigt, und seht nur unsere Mooren-

fürstin an — sie blickt eben auf zu ihm mit Thränen in den Augen."

„Die Moorenfürstin weint?" rief sehr erregt die kleine Schaar.

„Sie hatte nur Thränen in den Augen!" wiederholte Emmy Langen.

Wenn die Moorenfürstin wirklich weinte, so war sie nicht glücklich. Um sie aber glücklich zu machen, waren sie ja gekommen, die nun Alle da saßen.

„Je eher, je besser!" rief Therese entschlossen; und nachdem Heinrich Adelka in dem Augenblicke mit seinem Vater nach der Laube zurückkehrte, in der sie Platz genommen hatten — setzte sie rasch hinzu, ehe Beide eintraten:

„Kinder, ich sag's sofort dem Alten, und wenn der Junge auch zehnmal bereits ihr Jawort hat — er soll mindestens wissen, daß sie glücklicher werden kann, als mit ihm, und wir nur einzig hergekommen sind, ihre stille Liebe in eine laute Seligkeit zu verwandeln."

Gesagt — gethan! — Während eine Viertelstunde später Banquier Adelka und sein Sohn, nach Ansicht der anwesenden Damen, aus dem ganzen Himmel ihrer Träume gestürzt waren — wurde der junge Mann, der verborgen hinter den

Büschen stand, welche die Laube im Hintergrunde nach den Bergen zu dicht umschlossen, ersichtlich in einen Himmel gehoben! —

Lauschend stand er da — kein Wort verlierend, was dort gesprochen und besprochen wurde. Ueberwältigt von der Macht der immer stürmischer auf ihn eindringenden Gefühle, sank er plötzlich auf seine Kniee und murmelte in abgebrochenen Tönen: „O, dieses Glück — dies unnennbare Glück!"

Lange Zeit schien er so versunken, daß er nichts mehr hörte, dann aber richtete er sich wieder empor, als Banquier August Adelka ruhig sprach:

„Ich werde Helene fragen, ob es wahr ist, und verhält sich's, wie Ihr sagt — soll ihr durch mich nichts in den Weg gelegt werden und sie ganz frei — ganz unbehindert handeln können — wie sie will und durch ihre Mündigkeit ja auch zu thun berechtigt ist.

Aller Augen wandten sich nach dem Ausspruch unwillkürlich auf Heinrich Adelka. — Der Platz, wo er zuvor gesessen, dicht am Eingang der Laube, war leer — er fort! — Niemand hatte bemerkt, daß er gegangen war — wann er sich entfernte. — Alle waren nur damit beschäftigt gewesen, den alten Onkel Helenens von der Thatsache zu überzeugen, die ihnen Fräulein Regine Dondorf mit-

getheilt hatte, und für welche jede Einzelne noch einen Separatbeweis aus eigener Erfahrung anzuführen wußte. —

In dem Augenblick, wo Heinrich Adelka aber so lebhaft vermißt wurde, und man zum ersten Male auch daran dachte, daß die Moorenfürstin ungewöhnlich lange an der Chocolade kochte, zeigte sich seine hohe Gestalt auf jenem breiten Pfade, der sich um den Rasenplatz nahe an der Villa hinzog. Ob er im Hause gewesen und Helene vielleicht gesprochen hatte — oder ob er nur dort auf und ab gegangen war — Keine konnte es sagen; — fragend sahen sie ihn Alle nur an, der ruhig jetzt der Laube entgegen schritt und einzig Aug' und Sinn zu haben schien für jener Wolken Schatten, die pfeilschnell über den Rasenplatz dahin zogen und von der Sonne Macht nicht überwältigt werden konnten.

Sah oder fühlte er die Blicke Aller, oder trieb ihn Anderes in die Laube? — Er stand plötzlich wieder am Eingange, und indem sein undurchdringlich ernstes Antlitz leichtes Lächeln überflog, fragte er ruhig:

„Und ihn, den Helene liebt, wie Sie uns eben Alle sagten, citirten Sie bereits zur Stelle, hieher nach Ems?" —

„Ja! Mein Mann schrieb ihm, daß ich ihm etwas zu sagen und zu übergeben hätte, weshalb er sich baldmöglichst hier einfinden möchte!"

„Und wenn dies Etwas nicht der Moorenfürstin Herz und Hand sein sollte — wenn Sie geirrt hätten — was dann?" —

„Geirrt?" — riefen Alle in einer Art von Aufregung und Empörung.

„Wir irrten nicht!" setzte Therese ruhig hinzu.

„Ihr Fall ist möglich," entgegnete Heinrich noch ruhiger, mit fast schneidender Kälte, — „gewiß, vollkommen möglich — der meine aber auch nicht ganz unmöglich, und deshalb frage ich, was dann, wenn ich recht haben sollte? — Denn es kann doch nicht in Absicht der Freundinnen Helenens liegen, sie vor dem Lehrer ihres Bruders zu compromittiren! — Also noch einmal, überlegen Sie Alles — bevor Sie handeln."

Heinrich Adelka ersah aus der erfolgenden peinlichen Stille, daß Niemand diesen unmöglichen Fall berechnet hatte, — zog sein Notizbuch hervor, — entnahm demselben einige Papiere, überreichte diese der jungen Frau und sprach freundlicher, fast herzlich:

„Nimm mindestens diese Wechsel, liebe Therese, die heute erst von meinem Vater unterzeichnet

wurden. Sie können Dir vielleicht in jenem Augenblick dienen, wo Dir der Herr erwartungsvoll gegenüber steht und — Du ihm nichts Anderes zu übergeben hast und weißt — als eben dieses Geld."

„Unleidlich!" murmelte Therese vor sich hin und steckte die Papiere ein.

„Unausstehlicher Mensch!" flüsterten die Anderen und begriffen die Freundin nicht, daß sie die Wechsel annahm.

Kaum eine Stunde später überreichte die Commerzienräthin Dondorf aber in der That einem jungen Manne diese Papiere, der bleich, erregt, erwartungsvoll sie anblickte und bei der Uebergabe dieser Wechsel wie zur Statue erstarrte. Erst als sie unter glühendem Erröthen, mit mühsam errungener Fassung, nicht ohne Verlegenheit sagte:

„Mein Mann, bester Herr Seeberg, meinte, daß Sie nach beendeter Cur vielleicht gern mit Ihrem Schüler in die Schweiz reisten und daher größerer Summen bedürften, als er angewiesen," — erst nach diesen Worten kam wieder etwas Leben in den regungslos Dastehenden.

Indem sein schönes Antlitz eine fast aschfarbene Blässe annahm, fragte er mit bebendem Tone:

„Und sonst haben Sie nichts Weiteres und Anderes mir zu sagen, Frau Commerzienräthin?“

„Nein!“ antwortete sie kühl und völlig gefaßt, „sonst nichts — als daß Sie natürlich mit größter Vorsicht reisen müssen, wenn — Sie mit unserem Mündel reisen!“ —

Die angenommene Ruhe der jungen Frau wich um ein Beträchtliches, als sie ihr klares Auge bei den Worten zu Dem erhob, dem sie so Anderes zugedacht, und welcher durch sein Lauschen an der Laube auch erfahren hatte, was es war! — Sie wich fast mit Entsetzen beim Anblick seiner Augen von ihm zurück, die sie anblitzten und aufflammten in einem Trotz, in einer wilden Leidenschaft, wie beides sie noch nie mit solcher Macht aus Menschenblicken hatte hervorbrechen sehen.

„Mein Gott, was haben Sie!“ stieß sie hervor.

Joseph Seeberg fühlte den begangenen Fehler, daß seine Augen den Kampf des Innern verrathen, und bemühte sich, Herr seiner verletzten Gefühle zu werden. Er verbeugte sich tief und höflich, und sagte mit gesenktem Blick bescheiden:

„Meine einzige Leidenschaft, die ich besitze, ist: „zu reisen!“ und ich freute mich eben so unendlich auf die völlig unvermuthete Erfüllung

eines Wunsches, der seit lange der heißeste meines Herzens war!"

„Die ganze Werneck'sche Race ist sich doch gleich und originell!" sagte Therese einige Augenblicke später zu ihren Freundinnen. „Der Mensch machte ein Gesicht, als wolle er mich morden, wie ich ihm das Geld gab, und dieser Ausdruck war — ein Freudenausbruch!"

Wie originell würde die Frau Commerzienräthin erst den jungen Candidaten in seiner Reisefreude gefunden haben, wenn sie ihn einige Stunden später gesehen, als er düster und verzweifelt im Coupé vor sich hinstarrte und seine Gedanken ein Chaos von Plänen und Entwürfen durcheilten, all' des einen Ziels und Endzwecks: „Trotz Allem zu reüssiren und Helene Adelka um jeden Preis sich zu erringen."

Drittes Kapitel.

Nur Wenige, die in Ems waren, versäumten wohl eine Partie in jene nahen Berge der Lahn zu machen, auf deren einer ihrer Kuppen die Stammburg der Herzöge von Nassau einst stand, und wo, etwas tiefer gelegen, die schönen Ruinen jener alten Veste sich erheben, die das Stammhaus des Freiherrngeschlechts vom und zum Stein war, welches jetzt in männlicher Linie erloschen ist, nachdem der Letzte seines Stammes, Freiherr Friedrich Karl von Stein, noch einen so glänzenden Nimbus um den Namen seines uralten Geschlechts gewoben hat, daß dieser lange — lange noch die Welt durchleuchten und durchstrahlen wird, wenn von der Burg seiner Ahnen, die der Erste des Hauses Stein gründete und bewohnte, schon die letzten Trümmer verschwunden sind, die

jetzt noch unser Auge entzücken und dem lieblichen Thale der Lahn seine Hauptbedeutung geben.

Burg Nassau und Burg Stein waren schon zu jener Zeit Anziehungspunkte für die Emser Badegesellschaft, als noch nicht des beflügelten Dampfrosses Kraft aus Stunden Minuten schuf und die reizenden Partien des Lahnthales dem Fremden so leicht zugänglich machte, wie jetzt; Kranke und Gesunde, wer nur eben konnte, wallfahrtete zu dem kleinen Städtchen Nassau, um, wenn auch nicht immer, jenen Berg zu ersteigen, der so laut für jene allgemeine Sitte der Feudalherrschaft spricht, des Adels Sitze so hoch, so fern über die Wohnungen der übrigen Welt zu errichten und gleichsam in Himmel und Wolken hineinragen zu lassen — wie dieser Adel selbst glaubte, hoch und fern vom lieben Gott über seine Mitmenschen gestellt zu sein — nein, der Fremden Masse wanderte oft nicht von Ems nach Nassau, um jene höheren Regionen stolzer Feudalherren zu erklimmen, die jetzt größtentheils in Schutt und Trümmern liegen und nur mühsam als Denkmale mittelalterlichen Zeiten erhalten werden, — die kleine Stadt Nassau, das enge Thal der Lahn bieten noch Anderes an der Stätte, als nur verfallene Burgen! —

Tief unten im Kessel der Berge liegt ein einsames, jetzt verödetes, wenn auch noch wohlerhaltenes großes Gehöft, mit einfach hübschem Herrenhause, das zum Grundeigenthum der Familie Stein in jener Gegend gehört, und wo jener begabte Letzte seines alten Stammes die Jahre seines reich- und vielbewegten Lebens zubrachte, als er nach beendetem Kriege im Jahre 1815 aus dem öffentlichen Staatsleben schied, sich in seine stille, abgeschiedene Heimath zurückzog und dort in jenem weiten runden Thurme des Herrenhauses vorzugsweise unter seinen Büchern weilte, — wo Minister von Stein jene Correspondenz mit Humboldt, Gneisenau, Niebuhr, Eichhorn und Gagern führte, die seitdem bereits ein Schatz unserer Zeit geworden ist, — ein Schatz von unberechenbarem Werthe noch dann mehr werden wird, wenn die Geschichte jener Epoche sich bildet und Forscher und Denker aus authentischsten Quellen ihre kostbarsten Materialien schöpfen, um der fernen Nachwelt ein treues Bild jener Weltereignisse zu überliefern, in denen Minister von Stein eine Hauptrolle spielte.

Jenes alt denkwürdige Haus der Familie Stein im Thale der Lahn, das Baumesschatten so tief und dicht umdunkeln, wie hell und licht

der Name seines letzten Besitzers in Deutschlands Geschichte glänzt, — dies Haus, das der Berge hohe Ketten so eng, so fest umschließen, wie der Letzte seines Stammes frei — kühn und offen war, und so auch seine Ansichten vor Fürst und Volk aussprach, die seitdem in der Welten Weite sich Bahn gebrochen und Tausende von Anhängern erworben haben; — diese interessante Wohnstätte eines denkenden Geistes, wie es wenige gegeben, — eines bedeutenden Staatsmannes, der die Liebe des Volks und der Fürsten in gleich hohem Grade besaß, — — dies reizende Besitzthum in stiller Bergeseinsamkeit, mit seinen laut redenden Erinnerungen, hatte — wir müssen's leider bekennen — durchaus kein Interesse für jene kleine Schaar, die sich „Werneck's alte Zeichenstunde" nannte und in den Nachmittagsstunden des Tages, wo sie nach Ems gekommen war, eine Partie in's Lahnthal machte.

Sie zogen den Berg hinan, zu der Burg Stein und Nassau hinauf, die ihre Trümmerreste noch über den dichten Laubmassen des Waldes empor-senden, welche nicht nur den Verfall dieser Ruinen in so poetischer Weise verhüllen; sondern überhaupt die Berge der Lahn noch bedecken und jener

Gegend dadurch einen so hohen — so seltenen Reiz geben.

Staatsmänner — Philosophen — Denker — was kümmerten die jenes junge, fröhliche Volk, das, wild emporgeschossen in kleiner Provinzialstadt, nur durch ein uns bekanntes Conglomerat günstiger Umstände Interesse an der edlen Malerkunst erhielt. Dieser Schaar waren die Freiheitskriege sammt deren Vorgängen und Folgen eben so gleichgültig wie die Kämpfe der Römer und Griechen, die — wie sie sagten — zu „lange her waren," um sich noch mit ihren Begebenheiten abzuquälen, — ja, sie wußten von dem berühmten Freiherrn von Stein, der kein Derenfelder Kaufmann und Fabrikant war, so viel, daß sie, als Eine ihrer Gesellschaft, Helene Adelka, ihnen die Stammburg seines Geschlechts oben auf der Bergeshöhe und seinen Wohnsitz tief unten im Thale zeigte, lachend fragten: „Wer ist dieser Stein?" und munter hinzusetzten: „Wenn es der der Weisen ist, Moorenfürstin, so führe uns hin, damit wir von ihm profitiren!"

Wie fröhlich nun aber auch diese kleine Schaar sich zeigte, so waren Alle doch andauernd nicht so heiter und unbekümmert wie sonst, und ein

leichter Druck auf ihren Gemüthern nicht zu verkennen.

Dieser peinliche Ausdruck erhöhte sich, wenn Eine oder die Andere aufmerksam in das von einem großen runden Strohhut umschattete Antlitz Helene Adelka's sah, das nicht allein des Hutes Schatten umdunkelte, sondern dessen Züge sich ernst, fast düster zeigten und bleicher in der Farbe war, als fast je es eine von ihnen erblickt hatte.

Helene Adelka ging am Arme ihres alten Onkels, der eifrig flüsternd auf sie einsprach und sich stets in einiger Entfernung von seinen Schwiegertöchtern und deren Freundinnen hielt.

Emmy Langen, die immer sehr glücklich in Wahl unglücklicher Reminiscenzen war, flüsterte beim Anblick des bekümmerten Gesichts Helenens: „Kinder, die Moorenfürstin sieht heute just so aus, wie an dem Abende, wo ihre Eltern ihre Verlobung feierten und sie eine „glückliche“ Braut nannten.“

Die kleine Gruppe widersprach nicht, — Alle wurde mehr oder minder nachdenklich, schritten ernst und schweigsam nebeneinander her, durch die sonndurchblitzten Laubgänge des Berges, und Therese brachte erst wieder Leben und Bewegung in

Alle, als sie halb lachend, halb in Verzweiflung ausrief:

„Daß Emmy doch immer so trostreiche Vergleiche anstellt, und — wenn sie Rückerinnerungen feiert, — diese stets trüber und melancholischer Art sind. Ich glaube wirklich, ist sie erst mit Doctor Harrick verheirathet, so datirt sie alle heiteren Reminiscenzen von dem Tage ab, wo der erste Sturm über den Horizont ihres ehelichen Glücks dahinzog, und wird im zärtlichsten tête-à-tête entweder sagen: „Mein Engel, es war acht Tage vor oder vierzehn Tage nach dem Morgen, wo Du mich zum ersten Male ein Schaf nanntest!"

Hatte Niemand über Therese gelacht, so brach die vollste Fröhlichkeit aus, als die zarte, schöne Emmy, entsetzt um sich blickend, ernst fragend ausrief:

„Wie Therese, kann ein Mann sich so gegen die Gefährtin seines Lebens vergessen, und sprichst Du aus trauriger Erfahrung?"

Die junge Commerzienräthin zuckte nur verächtlich mit den Schultern, Emmy Langen forschte immer dringender bei ihr nach dem Aufschwunge ehelichen Zorns, und alle Anderen warfen sich

lachend in das Gras, fröhlich rufend: „O, daß so etwas unserer klugen Therese begegnen mußte!"

Es war, als ob der Ernst Helene Adelka's nicht Stich halten konnte bei dem Ton froher Jugendlust und neckischen Jugendübermuths, — lächelnd blieb sie mindestens bei ihren Freundinnen stehen und fragte nach der Ursache ihrer Heiterkeit, während der Banquier gravitätisch voran und weiter schritt und verächtlich murmelte: „Immer wie die Lachtauben!"

Man antwortete Helene nicht gleich, weil man ihr die Veranlassung nicht erzählen konnte; man sah sie gewissermaßen bestürzt an, und sie rief rasch in bittendem Tone:

„Kann ich nicht Theil haben an Eurer Fröhlichkeit, so macht's nichts aus! — Verstummt nur nicht und seht Euch ängstlich an. Bleibt froh, denn Ihr glaubt nicht, wie weh mir's schon gethan hat, Euch in den letzten Stunden trübe und ernst zu sehen, so wie ich Euch nie kannte."

„Moorenfürstin! — geliebte Moorenfürstin!" riefen Alle, doch wie anders — wie verändert waren Ton und Ausdruck, als noch vor wenigen Stunden, wo jubelnd, lachend Alle die Freundin im Garten der Villa aufgesucht hatten und ihr Glück zu gründen dachten! —

Aus Helene Adelka's umschatteten Augen brach ein Lichtstrahl hell und warm bei den feuchten Blicken, die jetzt auf ihr ruhten. Sie bekämpfte den schmerzlichen Zug um ihren lieblichen Mund, bannte das Lächeln fester auf die ernsten Lippen und sprach ruhig: „Sorgt Euch nur nicht zu sehr um mich, denn Polen ist noch nicht verloren, wie Vater Werneck ausrief, wenn etwas gar sehr schief gerathen war und wir — verzweifeln wollten."

„Könnten wir uns nur aussprechen!" rief Clara lebhaft.

„Deshalb fuhr ich mit Euch hieher!" entgegnete Helene.

„Aber der Alte!" flüsterte Suschen Wolf tief bekümmert.

„Er leidet an Rheumatismus!" tröstete Marie Burgen. „Oben wird's windig sein, und er bleibt nie, wo es zieht!"

„Wir wählen den zugigsten Platz zum Kaffeetrinken!" lautete der allgemeine Entschluß.

Auf der Höhe von Burg Nassau war jener Entschluß sehr ausführbar, denn nur an Stellen, wo die Ruine nicht so ganz verfallen und noch etliche zerbröckelte Mauern oder Trümmerhaufen

Schutz boten, hatte der Wind keinen unbehinderten Durchzug. Sich aber unter halbeingestürzte Mauern, auf Steingeröll zu setzen, war der alte Banquier zu vorsichtig, — dem Zug sich aber preiszugeben, wo er nur an die geschützten Wände seines Comptoirs gewöhnt war, liebte er noch weniger, und als er darum in der kleinen, engen Hütte der Restauration eine Tasse Kaffee eingenommen, trat er, fest in seinen warmen Plaid gehüllt, zu Denen, zu deren Führer er sich gemacht hatte, und sprach:

„Ich werde Euch in Haus Stein unten im Thale erwarten und dort bei meinem alten Bekannten, dem Herrn Kastellan, meine zweite Tasse Kaffee trinken, denn hier ist's nichts für alte Leute, liebe Kinder."

Man gab ihm einige Schritte Geleit und kehrte dann zur Burg zurück, besuchte alle Plätze, lief ohne Tuch und Hut, das Haar ganz fessellos der Windsbraut preisgegeben, umher, wollte dann auf dem höchsten Plateau am Thurme Platz nehmen, suchte sich aber doch eine gegen den Wind geschütztere Stelle, und fand diese endlich in einer der tiefen Höhlungen, die Schutt und Stein ausgefüllt, inmitten epheuumrankter Mauern, wo, wie Alle meinten, vielleicht auch einst das Gemach

der Frauen von Burg Nassau gewesen sei. Hier gruppirte man sich auf moosbewachsenen Steinen um die Moorenfürstin, sie da, wie stets, zum Mittelpunkt des Kreises machend. Boten sie, wenn auch kein schöneres Bild, als Winterhalter von Frankreichs Kaiserin und ihren Damen im Park zu Versailles erschaffen, so doch ein lebensvoll und reizend Bild, inmitten der verfallenen Burg, umleuchtet und umglänzt vom weichen Duft des Sommers, vom lichten Schein des blauen Aethers.

Helene Adelka saß ein wenig höher, am Abhang kleiner Rasenfläche, gelehnt an einen schlanken Buchenstamm, der aus dem Schutt emporgestiegen und seiner Zweige Grün als luftig Zeltdach über Alle wölbte.

„Hier ist es schön, hier woll'n wir Hütten bau'n!" rief munter Bertha Dondorf.

„Und mich laßt zeichnen! Jene Mauer mit dem Epheustamm, den halb verfallenen Fenstern, dem alten Thurm und dort die fernen Berge! — Welch' reizend Bild — seht nur."

„Ja, Moorenfürstin, es ist schön — schön wie Alles rings umher. Du sollst es zeichnen, denn Du bist ja ein Talent, wie Werneck sagte. — Zeichne also — wenn Du uns zuvor gesagt hast, was heut' Morgen noch geschehen ist! Doch erst

die Frage: ob Du böse auf uns bist, die wir's — so gut gemeint?" —

„Ich war's — war Euch Allen so böse, wie ich nie gedacht, daß ich Euch zürnen könnte. Jetzt ist der Groll vorüber; — aber sagt — sprecht, wie kam's um Gottes willen, daß Ihr's zuerst ihm sagen mußtet — ihm und dem Onkel? — Warum nur mich nicht danach fragen, was doch am nächsten lag!"

„Ja, das ist wahr! — Du hast nicht unrecht; aber glaube, Moorenfürstin, glaube — es kam so rasch — wir überlegten nicht. — Zu sicher unserer Sache, stürmten wir dem Ziel entgegen, und dachten's gut — recht gut zu machen."

Helene Adelka hatte ihr Skizzenbuch geöffnet, ihr Aug' hing ernst und gedankenvoll an jener Mauer, dann glitt der Blick zerstreut hin nach den Bergen, blieb haften dort, indem sie selbst in tiefste Träumerei versank und offenbar vergaß, wo sie jetzt weilte und wer zugegen war! — —

Wie schreckte sie auf und zusammen, als Emmy Langen plötzlich ihre Hand ergriff und leise, aber deutlich sagte: „Auf welchen Widerspruch wir auch gestoßen sind, wie uns Dein Onkel schalt, Herr Heinrich höhnte, und was Du auch erklärt hast allen Beiden, ich bleib' dabei, — laß mich in

Stücke reißen, wenn's nicht wahr ist: Du liebst im Stillen, liebst und bist darum nicht glücklich!"

Zum ersten Male, seit wir jenen kleinen Freundeskreis kennen, bestritt Niemand die Behauptung Emmy Langen's, sondern Alle riefen, wie ganz unwillkürlich:

„Ja, Moorenfürstin, Du liebst im Stillen! — liebst, und willst es nur nicht eingesteh'n!"

Helene Adelka beugte momentan ihren Kopf, wie unter der Schwere eines Richterspruchs; sie verharrte so einige Secunden, richtete dann das Haupt mit einem gewissen Trotz empor, und das bleiche Antlitz mit ruhigstem Ausdruck ihren Gefährtinnen zuwendend, fragte sie kalt:

„Werdet Ihr das noch zu behaupten wagen, wenn ich binnen sechs Wochen die Frau Heinrich Adelka's bin?"

„Wie? — was? — Du bist mit ihm verlobt? — Ihn liebst Du?"

„Ich sprach nichts von Verlobung und Liebe!" rief sie mit größter Heftigkeit. „Ich frage einfach: ob das Eure Thorheit, in Bezug meiner, heilen könnte, wenn — ich seinen Antrag annähme und sein Weib würde?"

„So hat er Dir also den Antrag gemacht? — Du bist seine Braut bereits? — — O nun ist

Alles klar — wir kamen zu spät! — Du bist geopfert — man hat Dich moralisch gezwungen, ihn zu erhören."

So und ähnlich lauteten die Ausrufungen, die wild und erregt durcheinander tönten. Helene Adelka preßte unter diesen Worten, — diesen Klagelauten ihre Lippen fester aufeinander, und ihre durchsichtig klaren Augen erweiterten sich mehr und mehr unter der Anstrengung, den Thränen zu gebieten und ruhig zu bleiben, Ihre Kraft brach, ihre Thränen stürzten hervor, als Alle traurig sagten: Arme Moorenfürstin!" und dann lebhaft hinzusetzten: „Warum arm? — nein, Du sollst und mußt noch glücklich werden! und wär' er am Ende der Welt, wir holten Dir Den, den Du liebst — wir retten Dich vor Heinrich Adelka!" —

„Thut Besseres!" rief Helene ihre Thränen trocknend, „erbarmt Euch endlich, laßt mir Ruhe vor Euren Plänen, Eurer Hülfe — ich bedarf sie nicht! — — Glaubt mir auch dies: Die Frau, die Heinrich Adelka's Weib wird, ist nie zu beklagen, wenn sie nur selbst vernünftig ist. In ihm liegt mehr und Besseres, als ich in allen anderen Derenfeldern fand. Er ist gebildet und gescheidt, — hat dabei Herz und Gefühl — kurzum, das

Mädchen — das ihn liebte — würde glücklich sein, fiele seine Wahl auf sie!"

„Gewiß Moorenfürstin; doch Du — Du — nur Du nicht."

„Ich bitte Euch, laßt mich in Ruh'!" unterbrach Helene, vor neuer Aufregung über das Kommende erzitternd, lebhaft und heftig die Redenden.

„Und Du beruhige Dich!" rief Therese mit bleichem Gesichte, „denn sieh', ich kann Dich so nicht sehen, ohne außer mir im Innern zu gerathen, denn nur zu gut weiß ich, wie Du mußt gelitten und geduldet haben, heute, um so, — so völlig aus Deiner sanften, stillen Ruhe zu kommen. Ja, liebe Moorenfürstin, werde wieder ruhig, und glaube uns, — wir wollten nur Dein Bestes, und — kam es anders, als wir dachten — so ist's nicht unsere Schuld und Du mußt uns vergeben."

„Ja, Moorenfürstin — sie hat recht! — Wir meinten es nicht böse und Du mußt uns verzeihen, wenn wir aus guter Absicht fehlten!"

So sprechend verließen Marie und Clara ihre Sitze, knieten nieder zu der Freundin Füßen, — die Anderen sprangen auch empor, umfaßten sanft die jetzt laut schluchzende Helene, streichelten ihr

liebkosend Haar und Hände, und baten innig: „Sei uns nicht böse, Moorenfürstin, wir mein= ten's gut!"

Helene Adelka blickte unter Thränen lächelnd auf den kleinen Kreis und sprach freundlich:

„Ja, — Ihr meintet's gut; doch es war besser, Ihr kamt nicht und mischtet Euch nicht ein. Heinrich Adelka hatte mich — gerade als Ihr kamt, gefragt — ob ich ihn lieben könnte und ihn durch mein „Ja" beglücken wollte. — Ihr unter= bracht ihn! — Was dann geschah, Ihr wißt's — ich ging in's Haus, um das Frühstück zu bestellen — wollte dann zurück zum Garten, als er plötz= lich vor mir stand und mir erzählte — weshalb Ihr gekommen wäret — was Tante Dondorf ent= deckt — was Ihr bestätigt hättet!" —

„O, wie abscheulich, das zu klatschen — wie schlecht — davon zu schleichen, um zu hinterbrin= gen und Dich zu reizen und aufzuregen."

„Davon zu schleichen? — mich zu reizen? — aufzuregen?" — wiederholte Helene langsam und setzte sinnend hinzu: „Nein, nein, er sprach ja edel= müthig, — er bat mich, seine Worte zu vergessen und Joseph Seeberg, der bald kommen würde, zu beglücken!" —

„Der Edelmuth war falsch! — Er überrumpelte

Dich! — Er erschreckte Dich! — Das war nicht gut! — Er konnte davon bleiben!" riefen Alle heftig.

„Ja, erschrocken war ich! — Dann, als er in mich drang, meine Liebe zu Joseph Seeberg zu bekennen, ihm zu gestatten, jenem, wenn er da sei, selbst sein Glück zu melden, — mein Gott! da wurde ich heftig und — gestand ihm, daß Ihr irrtet, daß Tante Dondorf sich getäuscht habe. — Er stürzte fort, — ich blieb betroffen stehen, — und kurze Zeit darauf erschien der Onkel." — —

Zitternd, bleich — hielt Helene Adelka hier inne, neigte ihr Antlitz, das von Neuem Thränen überströmten, auf das Buch und saß verstummt so eine Weile da.

„Ich kann mir denken, wie der war!" rief Therese leidenschaftlich. „Er hatte Rücksprache mit Heinrich genommen, der mir das Geld für Seeberg gegeben; er lief dann fort, trotz seiner alten lahmen Füße, Heinrich zeigte uns die schönsten Blumen, die hübschen Aussichtspunkte, — unterdessen bearbeitete Dich der Alte, — das Frühstück kam, Heinrich machte den gentilen Wirth, — lief endlich, um Marien Wasser zu bestellen; — das Wasser und selbst Limonade kam, — er nicht, — und da — da haben sie auf Dich, geliebte Moo-

renfürstin, eingeredet, — und Du ließest Dich verleiten, etwas zu sagen, das Dich band. Jetzt gereut's Dich schon, und sag', um Gott! warum ließest Du nicht Beide sprechen, was sie wollten, und bliebest frei?"

Helenens Wangen rötheten sich tief und dunkel, ihre Augen schimmerten hell, und sie rief heftig:

„So! — Meinst Du etwa, mir war's gleich, daß Beide plötzlich glaubten, es sei nicht Seeberg, den ich liebe, — mein Herz, das hinge noch an jenem — jenem Dannstedt, an ihm, den ich ja nie geliebt — den ich aus tiefster Seele verachtet habe! — — Doch, Gott, was sprech' ich? — Ach, laßt uns enden!"

„Moorenfürstin! Du sagtest nur, was wir schon lange wußten und den Adelkas auch kein Geheimniß ist! — Frage Clara, — frag' Marie, die längst mit ihren Männern schon davon gesprochen haben und die auch unserer Meinung sind, „daß Du Dich damals aufgeopfert Deines Vaters wegen und — obschon Du wußtest, Dannstedt liebe Deine Mutter — Dich ihm verlobtest, um —"

„O bitte, halt' ein, Therese, — ich kann's nicht hören! — Das ist ein Thema, bei dem ich stets mit Müh' nur den Verstand behalte."

„Das wußte auch Dein Onkel, wußte Heinrich! D'rum nahmen Beide das, Dich zu verwirren. Aufgeregt, in Angst und Leidenschaft — gabst Du Versprechen und Verheißung, die Du — wenn Du redlich bist, Helene, — einstens nicht erfüllst."

Nichts konnte trauriger sein, als der Ausdruck in Helenens Zügen, nichts ergreifender, als ihren stummen Schmerz zu sehen, mit dem sie hin auf Alle blickte und doch nichts sah, nur ihren Jammer fühlte und still die Hände rang.

„Moorenfürstin, ermanne Dich, Du gingst schon über schlimmere Dornen, als der sein wird, Heinrich Adelka zu erklären, daß Du die Seine nicht werden kannst!" fuhr Therese fort.

„Ja, Moorenfürstin, das thust Du! Du bist uns schon diese Ehrenrettung schuldig!" sprach Emmy pathetisch, „er darf nicht Recht behalten."

Flüchtig lachten Alle — selbst Helenens Erstarrung wich und Leben kam in ihre Züge; dann rief Marie Burgen:

„Sieh', Moorenfürstin, ich sagt' es stets, schon als der Vater für seinen — jetzt meinen Leo bei Dir das Wort geredet, Du darfst nicht aus Speculation heirathen, mußt lieben und geliebt sein! — Du liebst aber den kalten, stolzen Heinrich nicht; bist überhaupt für eine Kaufmannsfrau just

nicht geschaffen. — Ein Künstler, ein Beamter, das ist etwas für Dich, und den sollst Du auch einmal haben!"

Helene Adelka's Antlitz zeigte bei den letzten Worten eine so auffallende Veränderung, daß Alle in dem Augenblicke wußten, Marie habe unvermuthet das Richtige getroffen, und Helene liebe dennoch Jemand im Stillen, was sie auch dagegen angeführt hatte. Wer konnte das aber sonst sein, als jener junge Seeberg? — Man kannte Alle, die die Moorenfürstin kannte, und unter diesen liebte sie Niemand. — Helene Adelka hatte auch keine anderen Reisen, als von Derenfelde nach Wallmohden gemacht, und bei den Touren sowie in ihrem öden Haidelande Niemand kennen gelernt, dem sich ihr Herz hätte erschließen können. Man wußte das Alles — und dennoch sprach aus des Mädchens ganzem Wesen, daß ein geheimnißvolles Etwas sie umschleiere, — sie nicht mehr wie sonst sei, und anders, als sie mit freiem Herzen gewesen wäre.

Sinnend, nachdenklich betrachteten darum Alle dies glühende, erregte Antlitz, der Augen wunderbares Leuchten, den Blick des Sehnens, der weit fort aus diesen Grenzen eilte und mit der Wolken Flug zu ziehen schien.

„Moorenfürstin! Gieb mir Dein Wort, daß Du nicht Seeberg liebst!“ flehte Therese plötzlich.

Wäre ein Blitz auf Helene Adelka niedergeschmettert, sie hätte nicht entsetzter — angsterfüllter auf die Freundin blicken können — nicht geisterhafter aussehen, als nach dieser Bitte.

„Ja — sie liebt ihn!“ riefen Alle, „sie hat sich nur gescheut, es zuzugeben. Wir hatten recht, sie liebt den schönen Lehrer ihres Bruders. Gesteh' es, Moorenfürstin!“

„Sagt mir statt dessen,“ bat Helene leise, — „was — was diesen leeren Wahn in Euch erzeugt hat.“

„Tante Regine hat's zuerst entdeckt, — sie hat's geschlossen während des Zusammenseins mit Dir — aus tausend Dingen.“

Helene Adelka stützte den Kopf in ihre Hände, so daß diese, wie die losen Wellen ihrer langen Locken, das ganze Antlitz überdeckten. Sie erbebte unter den Worten ihrer Cousine, die ernst und fest sprach — — sie unterbrach sie aber, — indem sie leise fragte: „Was für Beweise habt Ihr? — denn Heinrich sprach davon, ohne sie mir zu nennen.“

„Zuerst der meinige!“ rief Marie Burgen. „Entsinnst Du Dich doch jenes Tuchs, von dem

mir meine Cousine aus Arnstein schrieb, und weißt Du noch, wie Du mich ausgefragt nach jenem Candidaten Seeberg, der es hatte?"

Helene Adelka sah erschreckt, verwirrt empor und rief voll Hast: „Wie? — dieser Joseph Seeberg, hatte jenes Tuch?"

„Wer sonst? — Ich sagt's Dir ja schon damals, daß er es hätte, dieses Tuch, woran wir Alle stickten."

Helene Adelka strich das Haar aus Stirn und Augen, und die Geberde, wie sie's that, sie kannten das Alle; — sie war nur hastig, wenn sie tief erschüttert war. Bebend klang das schnelle Wort, das sie hervorstieß:

„Nein, nein, Marie, Du sagtest nie, daß dieser Joseph Seeberg das Tuch gehabt."

„Allmächtiger Gott — wer sollt's denn anders haben, als dieser Seeberg, der's bei Werneck fand — oder, meinetwegen auch, dem es Werneck gab. Er hatte es aber, — hat's bewahrt, und als er's einmal bei Räumerei verloren, gesucht wie eine Nadel."

Helene Adelka stieß mit der Spitze ihres Fußes die Steine heftig fort, die vor ihr her am Boden lagen — ihre Hand ergriff dann den Blei-

stift, und mechanisch machte sie Strich um Strich in ihrem Buche.

„Dann, Moorenfürstin," sprach Therese leise, „entsinne Dich, wie Du für diesen Seeberg sprachst, als er mit zehn Anderen sich um die Stelle bewarb, die Dondorf für sein Mündel ausgeschrieben hatte. Der Candidat Forkendyk war schon bestimmt — als Du die Sache ausschlugst! — Ich seh' Dich noch mit Lächeln jene Abstandssumme zahlen, und seh' noch mehr dieses glückliche Lächeln, als die Vormundschaft eingewilligt, daß Berthold mit Dir nach Wallmohden reisen konnte!"

„Und, Moorenfürstin, wie schiedst Du lachend — selig von uns Allen — wie roth wurdest Du, als wir Dir noch am Wagen nachgerufen: „Verlieb' Dich nur getrost in Werneck's Neffen — werde für uns Alle seine liebe Nichte!"

„Ihr irrt dennoch — Ihr irrt. — Mein Gott, ich will Euch sogar sagen, ich mochte diesen Lehrer Berthold's nie — seit Kurzem ist er mir sogar verhaßt, und nur weil ihn mein Bruder gern hat — wandte ich nichts ein gegen den neuen Contract mit ihm."

„Du vertheidigtest diesen Menschen aber damals sehr," rief Emmy Langen, „als wir so böse waren, daß er uns belauscht und von dem Fenster aus

uns beobachtet hatte und nichts gesagt, daß er da drinnen bei Trüff und Beppchen steckte. Uebrigens ist's mir recht, wenn Du ihn nicht liebst, er hat so falsche Augen."

„Ja — die hat er, und als ich ihn heute sah, war er mir unausstehlich."

„Wie Werneck — unser guter Alter, nur sagen konnte, daß sein Neffe so wunderherrlich schöne Augen hätte! — Entsinnt Ihr Euch der Worte?" —

„Und schwarzes Haar!" fiel Suschen ein.

„Ja, richtig, das hat er gesagt! — Nun, confus war unser lieber Alter immer."

„Aber Kinder!" rief Helene plötzlich, „Ihr scheint ja nicht zu wissen, daß der mit schwarzem Haar jener andere Neffe ist und dieser Neffe Joseph —"

„Wie — was? — Jener Neffe — dieser Neffe! — Giebt's einen schwarzen — einen blonden, Moorenfürstin?"

Helene Adelka's lachendes Gesicht strahlte von Lust und Leben, als sie fröhlich antwortete: „Gewiß! — einen schwarzen und einen blonden Neffen!"

„Woher weißt Du das, Moorenfürstin, was wir Alle nicht wissen?" fragte Marie langsam, während die Anderen Helene anstarrten, daß ihr

alter Lehrer noch einen Neffen hatte, von dem sie nie gehört.

„Nun, weil ich doch wohl nicht gut mit einem Menschen achtzehn Monate in öder Haidegegend zusammen sein kann, ohne zu erfahren, daß er einen Bruder hat!" entgegnete Helene ausweichend.

„So — so — sein Bruder ist der andere Neffe! — Hm, hm!"

„Wer wusch sich denn bei Trüff und Beppchen, Moorenfürstin?" fragte Marie.

„Ob er sich wusch — das sah' ich nicht!" rief Helene lachend.

„Du sahest ihn überhaupt?" —

„Ja!" —

„Den schwarzen?"

„Ja!"

„Wo sahest Du diesen schwarzen Neffen, Moorenfürstin?" riefen jetzt Alle.

„Allmächtiger Gott, wie fragt Ihr!" entgegnete Helene erröthend und verwirrt, „man hat doch Augen, und er war ja bei Werneck mehrere Tage zum Besuch."

„Hm — hm! — bei Werneck — so war das also der schwarze, der zuerst in Derenfelde war. Ist er so schön, wie Werneck sagte, Moorenfürstin."

Helene Adelka konnte kaum sprechen — die Worte: „Er hat schöne Augen!" klangen fast unhörbar.

„Nur schöne Augen?" fragten Alle lächelnd.

„Das ist schon genug! Nicht wahr, Moorenfürstin?" setzte Clara hinzu.

„Laßt's nun genug sein mit diesem Neffen!" bat Helene ruhig.

„Nein, Moorenfürstin, erst muß ich wissen, wo Du ihn sahst! An jenem Morgen oder — stand er vielleicht am Fenster, wenn Du in Eurem Garten warst? — — Halt! jetzt entsinne ich mich plötzlich, damals von Frau Friederike Meyer gehört zu haben, daß jener Neffe immer in seines Onkels Stube am Fenster stehe und hin in Adelka's Garten schaue. Sie hielt ihn für einen Botaniker, der dort seine Studien mache. Ich möchte dem nun andern Grund beimessen. Was meinst Du, Moorenfürstin? Sprich Dich offen aus, machte er nur botanische Studien in Eurem Garten?"

Helene sagte nichts; sie zeichnete mit unendlichem Eifer. Die Striche, die sie aber auf's Papier warf, hatten sehr wenig Aehnlichkeit mit Burg Nassaus Mauern, und Maler Werneck würde nach dem Entwurf der Ruine nicht geglaubt haben,

daß Die ihn gemacht, welche er stets seine talentvollste und befähigtste Schülerin genannt.

Die Freundinnen sahen sich lächelnd an, dann wieder auf Helene, und Marie Burgen fragte: „Willst Du mir nicht sagen, liebe Moorenfürstin, warum Du weder mir, noch allen Anderen je von diesem schwarzen Neffen etwas erzählt hast, der uns schon deshalb interessirte, weil es Werneck's Neffe ist? Wir brannten, wie ich mich entsinne, von ihm zu hören!"

Nichts konnte reizender sein, als das schelmische Lächeln, mit dem Helene erwiederte: „Eben, weil Ihr Alle so darauf branntet, von ihm zu hören, sagte ich nichts, denn Neugierde ist eine sehr untergeordnete Tugend."

„Die Ansichten über diesen Punkt waren wohl damals nicht wie jetzt zu dieser Höhe in Dir entwickelt, liebe Moorenfürstin, als ich Dir von einem gewissen Candidaten erzählte, der — anstatt in der Bibel zu lesen, ein Battisttuch von Dir betrachtete? — Damals warst Du sehr neugierig, mehr und Näheres von diesem Candidaten zu erfahren, an dem auch wir innigen Antheil nahmen. Entsinnst Du Dich dieser Neugierde, dieser untergeordneten Tugend noch?"

„O ja — das waren aber Jugendsünden. Ich

bekämpfte sie mit den Jahren, und rathe Euch, es auch zu thun! Es ist Zeit auch für Euch, an Besserung zu denken."

„Wir wollen es thun, Moorenfürstin, nachdem Du uns gesagt hast, wo jener schwarze Neffe jetzt lebt, denn wir nehmen an, daß Du nicht achtzehn Monde in öder Haide mit dem blonden Bruder zusammen sein konntest, ohne davon zu hören. Diese Frage ist auch nicht einzig Neugier, und sicher kannst Du denken, daß wir Theil an Vater Werneck's Neffen nehmen. Wo ist er also?"

„Seit Jahren schon nicht mehr im Vaterlande!. Er ist in Rom," antwortete Helene möglichst unbefangen.

„In Rom? — Will er da Papst werden, oder errichteten Deutschlands Presbyterien neuerdings Pfarrstellen in Rom."

„Er gab die Theologie auf und wurde Maler."

„Maler? — Gott steh' mir bei, ein Künstler ist es also, der ihr das Tuch gestohlen hat! — Nun müssen wir's reclamiren, — denn der Ausspruch unserer Eltern lautet: Ein Künstler ist gefährlich."

„So hat sich mein Tuch doch zu diesem Künstler hinverirrt," rief Helene freudig, „zu jenem Rudolf Seeberg! — Du hast mich eben ganz con-

fus mit all' Deinen Reden gemacht, liebe Marie, und kaum wußte ich jetzt, wer von Beiden eigentlich mein Tuch hatte."

„Wie, Rudolf heißt der Jüngling? Und Du, Du bist confus, geliebte Moorenfürstin? — Ich bin's nun nicht mehr — ich war's — der Rudolf macht's mir aber klar in Kopf und Sinnen; — wo das Tuch sich hinverirrte, willst Du wissen? Zu Rudolf, Kind, dem Schwarzen, der einst bei Trüff und Beppchen war und dann in Arastein weilte. Ja, das ist sicher! — Ob sich's aber hinverirrte — sieh', das ist eine andere Frage. Ich glaube, er nahm sich's wohlbedacht, als zartes Andenken jener Stunde, wo er Dich zuerst gesehen hat."

Alle lachten, jubelten laut auf und sprangen lustig in den Trümmern hin und her. Nur Helene Adelka sah ernst vor sich nieder und fragte nach längerer Pause:

„Gestattet Ihr mir wohl, voraus nach Burg Stein zu gehen. Ich möchte dort ein wenig zeichnen, hier würde mir ein Bild unmöglich werden, — Ihr sprecht zu viel — die Ruhe fehlt zur Arbeit."

„Gieb uns Papier und Bleistift! Wir machen dann unterdessen hier eine Skizze," entgegnete

Therese, „und wär's auch nur, Dir zu beweisen, daß man ein Bild beim Sprechen machen kann, wenn man nur Ruhe im Innern besitzt."

Die sich langsam entfernende Helene Adelka wiederholte diese letzten Worte unwillkürlich leise, und fern von ihren Freundinnen, rief sie laut und schmerzlich: „Ach wenn man einmal nur im Innern wieder Ruhe hätte, so wär's schon gut!"

Daß ihre Freundinnen ihr nicht folgten, sie jetzt allein gehen ließen, lag lediglich daran, daß Alle Neues, Wichtiges mitsammen zu besprechen hatten. Es bestand in der unumstößlichen Thatsache, daß Regine Dondorf und sie Alle dennoch recht gehabt, sie einfach nur an den Unrechten gerathen wären, und die Moorenfürstin — anstatt Joseph's, — Rudolf Seeberg liebe!

„In Rom! — Gott im Himmel, in Rom!" seufzten Alle betrübt.

„Wann wird sie ihn da wiedersehen? — wird sie ihn überhaupt je wiedersehen?" So lauteten nachdem die bangen Fragen der besorgten Freundinnen, und Keine bedachte als Trost: „wie nichts in der Welt sich oft so wunderbar gestaltet, als Wiedersehen und — Wiederfinden!"

Viertes Kapitel.

Für all' Die, welche auf Burg Stein waren, wird die Skizzirung des Platzes überflüssig sein, der in unserer Geschichte eine Rolle spielt.

Burg Stein ist nicht nur eine der hübsch gelegensten Ruinen, die wir haben, — reizend ist auch jene Stätte vergangener Tage an ihrem Hauptplatze: dem halb von Mauern und von Trümmern, halb von Bäumen und Gebüschen umschlossenen großen Viereck auf dem Plateau des Berges, das Thäler und Gebirge dicht umgrenzen.

Steht dieser Hauptplatz der Ruine nun auch noch klar vor Augen Derer, die im Lahnthal weilten, und lebt die Stelle in ihrem Erinnern fort als eins der reizendsten Bilder, die das weite Buch des Reiselebens vor ihnen aufgeschlagen hat; gar Mancher sah sie vielleicht nicht, der diese Zeilen liest, und der begleitet denn nun wohl die

Moorenfürstin aus dem belaubten Buchenwalde hin nach Burg Stein, in jene letzten Trümmer der Ruine, die der Verfall geschont und uns erhalten hat.

Ein enger gerader Gang, zu dessen beiden Seiten feste Mauern sich erheben, von Laub bedacht, durch das des Himmels blauer Aether blickt, führt zu einer Bogenwölbung, die wohl einst das Thor bildete. — Ist man da hindurch geschritten, zieht sich nach rechts der Weg. Es ist ein länglich Viereck — auch eine Art von schmalem Gange, den zur Rechten hohe Mauern eng umschließen, während links, über niedere Mauertrümmern fort, die Moos und Schlingkraut decken, Bäume emporragen, und man der Berge schöne Waldung rings um Burg Nassau sieht. Ist der Muth so groß, daß man hinaufsteigt auf die Trümmer, so liegt das Lahnthal lieblich vor uns da, — tief in der Tiefe Städtchen Nassau und Haus Stein, kaum sichtbar unter seiner alten Linden Kronen.

Der kleinen Landschaft Reiz würde länger fesseln, zerbröckelten nicht stets, bei jedem Schritt auf jener Mauer, die Steine und der Mörtel unter unseren Füßen. Wir werfen darum rasch den Abschiedsblick auf Berg und Thal, — ein kühner Sprung — wir stehen von Neuem in dem Gange,



der eine Art von Vorplatz bildet zu der größten Stätte der Ruine, und treten hier durch's Thor auf jenen freien weiten Platz, den ich den reizendsten in einer alten Burg zu nennen wagte.

Hochaufsteigende, graue, halbverfallene Mauern umschließen links den Raum, den zur Rechten Bäume wie in einen Garten umgestalten. Dieser Mauern Zacken, Spitzen, Kronen, ihre zerfallenen Bogenfenster, um die das Schlingkraut seine grünen Zweige zieht, — dies Alles muß man sehen, um es im schönsten Lichte zu erblicken, wenn die Sonne hinter jenen Berg gesunken ist, den man geradeaus vom Eingang, über halbverfallener Mauern niedere Brüstung hoch aufragend, in vollster Ausdehnung seiner schön geschwungenen Linie vor sich hat.

Fast schwarz zeigt sich die Tannenwaldung dieses Berges bei Sonnenuntergang, — tief dunkler Schatten liegt dann auch schon im ganzen stillen Thale zu seinen Füßen, in das des Abends blauer Duft nur Farbe und Bewegung trägt. Des feuchten Nebels leichte, luftige Gestalten umziehen der alten Tannen hohe Spitzen, — umweben zart und schleierartig so lange Berg und Thal, bis ihrer Schichten Masse ein undurchdringlich, ewig wogend

Meer gebildet hat, aus dem nur hie und da ein Umriß sich klar abhebt.

Es ist ein reizend Bild, dies Thal im Bergesschatten, sich füllend mit des Nebels leichtem Duft — — noch schöner aber ist's, hinauf zu blicken in das Licht, gerad' wenn die Sonne sinkt und untergehend küßt der Tannen schlanke Wipfel.

Der ganze schwarze Saum des Waldes ist dann umflossen von der Sonne Gold, und Purpurflammen tauchen auf aus diesem flüssigen Meer von Licht und Glanz. — Der goldene Schein, die hellen Purpurstreifen umziehen bald das weite Blau des Himmels und überfluthen seinen ganzen hohen Dom mit blendend schönen Strahlen. Man schaut nur einzig mit Entzücken auf — mit Wonne um sich, und sucht nicht zu ergründen, was hier schöner ist: ob jener lichtumglänzte schwarze Tannenberg, — ob jene glanzumwobenen, alten grauen Mauern, gehüllt in Gold und Purpurschein, umsäumt von grünen Blätterkronen, in deren schwanken Zweigen leicht der Nachtwind spielt, der lauter ringsum in der Bäume Wipfel rauscht.

Entzückt, geblendet stand auch Helene Adelka beim Eintritt in den freien Raum der alten Burg da. Der Sonne Schein und Glanz, gerade hinter jene dunkeln Tannen sinkend, blendete sie der-

gestalt, daß sie erst das Auge seitwärts wenden mußte. Ihr Blick fiel auf die Mauern links, die hoch hin ragen in des Himmels Blau und durch der Fenster grünumrankte Bogen so lieblich schöne Blicke bieten in Berg- und Thalschlucht, hin auf eine alte Mühle tief im Grunde, auf hübsche Häuser und auf grünumlaubte Hütten. — In diesen reizenden Anblick unwillkürlich versunken, schreckte sie der Ton einer Stimme auf, und erschrocken sah sie sich jetzt erst um. Inmitten des großen, freien Platzes in der Burg stand eine Staffelei und ein Malerstuhl, — auf dem Boden lagen Kasten, Pinsel, Farben und Palette — daneben der Strohhut eines Herrn. Ersichtlich war aus Allem, dort hatte Jemand gearbeitet, irgend etwas hatte ihn gestört und sein Malen unterbrochen.

Ein zweiter Blick Helenens, durch der Bäume Zweige dringend, ließ sie die Sprechenden wahrnehmen. Diese standen auf einer kleinen Erhöhung, Beide von ihr abgewendet.

Jener Platz an äußerster Ecke der niedern Mauer, zu dem noch etliche halbverwitterte Stufen hinanführen, war unverkennbar einst ein kleines Thurmgemach. Es liegt in der Höhe über dem ersten unteren Eingang in die Burg, und Bäume und Gestrüpp umwuchern es dicht. An jener einen offenen

Seite, die jetzt den Aufgang bildet und nach dem freien Platze führt, befand sich die eine der Gestalten, die Helene sah. Sie stand auf den Stufen der schmalen Treppe und lehnte leicht und äußerst anmuthig gegen die niedere halbverfallene Mauer. Es war eine Dame in eben so prächtiger, wie eleganter Toilette. Die andere, ein Herr, stand oben in dem Viereck, hoch, frei und fast zu stolz vor jener Dame aufgerichtet; Profil, Gestalt hoben sich scharf ab vom goldenen Glanz des Abendhimmels, der um seine kühne, freie Stirn eine helle Strahlenglorie wob. Sein schöner, edler Kopf, mit den charaktervollen Zügen des Gesichts, bog sich noch mehr zurück, als er jetzt ruhig sagte:

„Nein, Sie mißverstanden mich nicht, Gräfin! — Ich wünsche keine Unterredung zwischen uns; — ich wünsche einzig, unbehelligt an diesem Platze zu bleiben."

„Und wenn der Platz mir auch gefällt, Herr Seeberg?"

„So bleiben Sie, und ich — entferne mich."

„Allmächtiger Gott, was fürchten Sie von meiner Nähe?" rief sie lachend.

„Nichts, Gräfin! — Ich hege nur den Wunsch, ungestört zu sein, um meine Arbeit fortsetzen zu können," entgegnete er kalt.

„Herr Seeberg, Sie sind mehr denn ungalant!“ — — —

Abermals: „Herr Seeberg!“ — War er's — war er's nicht, den Helene einmal in Werneck's Stube oben an dem Fenster sah? — Sie bog der Büsche Zweige aus einander, um deutlicher Gesicht und Gestalt zu sehen. — Ja — ja, er war's! — Wie anders auch der Ausdruck, — es waren jene großen dunkeln Augen voll hellen Lichts, — der scharfe, kühne Schnitt der Nase, — der Züge edle Form und Bildung, und selbst des vollen Bartes Tracht noch ganz dieselbe, wie vor sechs Jahren! — Nun stand vor ihr ein Bild in Wirklichkeit, das lange, lange nur der Seele Traum als lebend hingestellt, und das sie nie vergessen hatte, — in allem Weh, in allen Schmerzen ihres jungen Lebens.

Wer aber war die Frau, die vor ihm stand mit dieser ungebeugten Stirn, mit dieser anmuthigen und doch königlichen Haltung, — mit diesem harten, kalten Strahl im tiefen Auge? — — Helene Adelka kannte sie nicht, und doch waren Haltung, Züge, Augen ihr auch nicht fremd; — sie sah dies schöne — blendend schöne Antlitz schon einmal! — doch wo? —

Dieselbe Frage hatte sich Helene am Morgen

gestellt, als jene imponirende Frauengestalt im grauseidenen Schleppkleide, am Arme des vornehmen Mannes lehnend, durch die Emser Trinkhalle an ihr vorüber geschritten war!

„Wer ist's?" fragte sie jetzt wieder; — dann rief sie leise: „O, es wird jene schöne Frau sein, die er liebte — noch liebt, wie sein Bruder sagt! Es ist die Fürstin Vera — jetzt Frau Gräfin Arnstein."

Helene Adelka's Sinne umnebelten sich flüchtig nach dieser Erkenntniß. Dunkel wurde es rings um sie her; vor ihren geschlossenen Augen tanzten dann wiederum Farbenlichter in brennend hellen Punkten und Streifen. Im nächsten Moment war's, als stürzten die hohen Mauern über ihr zusammen, die feststehend auf gen Himmel ragten; — dann wieder war's, als würde der Boden unter ihren Füßen fortgerissen, auf dem sie weilte, und fast wie Wogenbrandung brauste es um sie her, in der sie, um sich greifend, endlich einen Ast erfaßte, der ihr Halt und Stütze bot.

Der Gedanken Macht wurde ihr zurückgegeben, und der feste Wille besiegte die letzte Schwäche. Wie erzitterte sie aber bei dem Spott in Ton und Wort der schönen Frau, als jene schneidend fragte:

„Ist an Ihren christlichen Entschlüssen, mir weder verzeihen zu wollen — noch vergessen zu können, vielleicht jene reizende Moorenfürstin Schuld, die ihre Verlobung löste, nachdem Sie wieder frei waren?"

„Ich weiß in der That nicht, was Sie hiermit andeuten wollen."

„Nun — wollen Sie etwa das Factum hinwegleugnen und vorgeben, nicht zu wissen, daß Ihre alte Flamme, die Beherrscherin des rentabeln Torfmoors, nach dem sie Fürstin heißt, in Ems ist?"

„Sie vergaßen wohl, Frau Gräfin, daß ich die Ehre hatte, Ihnen bereits zu bemerken, sechs Jahre fern von Deutschland und aus aller Verbindung mit Bekannten zu sein. Ich komme jetzt direct aus Italien, kam hieher nur auf Wunsch eines Freundes, der sich einst an dieser Stätte, auf dieser Ruine verlobt und mich gebeten hat, ihm ein Bild von Burg Stein zu machen."

„So waren Sie noch nicht in Ems?"

„Nein."

„Sie wußten nicht, daß Fräulein Adelka hier ist?"

„Wer hätte mir das sagen sollen?"

„Entweder Ihr Herz oder die Emser Badelisten!" rief sie spöttisch.

„Mein Herz redet nicht mehr so viel, Gräfin, und statt der Curlisten habe ich bessere Lectüre."

„Was sagen Sie denn aber jetzt zu eines Schicksals Gunst, Sie jener schönen, reichen Moorenfürstin so nachgeführt zu haben; oder hätten Sie nur Interesse an den mit Spitzen besetzten Taschentüchern der jungen Dame gehabt?"

„Sie erlauben vielleicht, über diesen Punkt ebenso zu schweigen, wie über manches Andere, das Sie beliebten als Unterhaltungsstoff unter uns anzuregen."

„Gut — schweigen Sie! — schweigen Sie!" rief sie trotzig und voll Leidenschaft; „glauben Sie aber nicht, Herr Rudolf Seeberg, mich durch Hohn und Kälte hier zu beugen, wie Sie vielleicht zu hoffen wagen; und hat unser Wiedersehen und diese Unterhaltung mir auch nicht das Verzeihen gebracht, das ich erwünscht habe, so vielleicht Besseres! — — Ich fühl's, ich fühl's — zu Ende ist die namenlose Pein, die thörichter Selbstvorwurf und ein wiederholtes Lesen Ihres falschen, lügnerischen Abschiedsbriefes mir bereitet hat, — nachdem ich zur Besinnung an der Seite meines kühlen Herrn Gemahls kam, jenes Grafen

Benno Arnstein, der Macht über mich gewann, weil ich alte und liebe Erinnerungen an ihn hatte, die mit meiner ersten Jugend verknüpft waren. Er spielte nur mit mir, jetzt weiß ich's lange, — ich fiel als Opfer seiner kalten Berechnung, und weil er mich strafen wollte, ihm einmal — als Kind noch — die Treue gebrochen zu haben! — Neben dem Elend der Einsicht, die ich so glücklich war schon am Hochzeitstage zu gewinnen — noch Ihre Anklage! Doch jetzt weiß ich, dieser Brief war Lüge, Sie liebten mich nie so, wie Sie mir gesagt haben; mein aufflammend Gefühl für den früheren Verlobten — meine Vermählung mit Graf Arnstein — hat Sie weder unglücklich gemacht, noch zu der Verzweiflung getrieben, die Sie mir in jenem fürchterlichen Briefe schilderten; und — was Sie Verrath zu nennen beliebten, den ich begangen haben sollte an Liebe und Treue — an Ehr' und Glauben, dies Alles war kein Schmerz für Sie, der dauernde Gewalt besessen hätte. — Wär's, wie Sie gesagt — geschrieben, — hätten Sie mich je geliebt, voll Treu' und Wahrheit, Sie wären damals weder in Florenz beim ersten Wiedersehen so kalt geblieben, — Sie wären heute dann anders! Können — wollen Sie es leugnen?" —

„Wie ich alle Erörterungen unter uns —

nach dem, was einst geschehen und vorgefallen ist — für überflüssig erachte, so auch diese, Gräfin!" entgegnete er kalt.

„Möglich!" sprach sie zornig, „möglich, daß das Ihre Ansicht ist, — ich — ich will indessen dieses eine Wort von Ihnen hören, dies Wort, daß ich recht habe."

„Glauben — denken Sie, was Sie wünschen und am bequemsten für Sie ist, — ich aber, Gräfin, habe — nachdem ich Ihnen einmal schrieb: daß ich Sie fortan nur verachten könnte — nicht mehr — nie und nimmer — über Liebe mit Ihnen zu reden!" — — —

Rudolf Seeberg schritt bei diesen Worten von der kleinen Mauererhöhung hinab — — Helene Adelka wich, wie von einer Feder geschnellt, hinter den Bäumen hervor und eilte auf den Vorplatz. Sie würde fort und ganz hinweggeeilt sein, durch jenen zweiten Gang, wenn sie dort nicht plötzlich Jemand wahrgenommen hätte. Es war der Herr, den sie am Morgen neben jener schönen Frau gesehen hatte; er lehnte ernst und düster an der Mauer, unmittelbar unter dem Platze, wo eben jene Unterredung stattgefunden hatte, und wo ihm sicher keins der Worte entgangen sein konnte.

„Wohin, um ungesehen zu entkommen?“ fragte sich Helene, bestürzt zurückweichend aus dem Gange. Schutz gegen beide Seiten bot nur das Gebüsch zur Linken, hinter der Mauer des Vorplatzes. Kaum daß sie an diesen einzigen Ausweg gedacht hatte, sprang sie auch leicht und behende auf die zerbröckelnden Trümmer, und ließ sich an der andern Seite am steil abfallenden Bergesabhang nieder.

Verborgen war sie wohl; doch — vorwärts ging kein Weg, und auch nicht zur Seite, denn Dornen überwucherten den ganzen Abhang, und wild verwachsen waren all' die knorrigen Buchenstämme — gleichsam einen Wall bildend, der unmöglich zu durchdringen war.

Erschrocken stand sie still, gespannt auf Alles lauschend, um — wenn Jene fort und sie erst wieder allein war, auf's Neue rasch zur Höhe empor zu klimmen und dann zu entfliehen. — Sie hörte Tritte, — hörte gleich auch Worte, die ganz in ihrer Nähe gesprochen wurden. Die Kommenden mußten sich auf dem Vorplatze begegnet sein, in dem Gange stehen, hinter dessen Mauer sie verborgen war.

„Ja, Vera, ich — ich bin's!“ sagte eine Männerstimme ruhig.

„Was willst Du hier, Benno?“ stieß sie heftig heraus.

„Ich wollte — Burg Stein besuchen, Vera, und fand — eine Frau, die ihre eigene Schmach verkündete, die Ehre ihres Mannes schonungslos mit Füßen trat und —“

„Du hast gelauscht?“ fiel sie ihm in's Wort.

„Ich hörte!“ sprach er einfach.

„Was willst Du jetzt?“

„Im Falle Du nicht kamst — Dich holen und Dich mahnen: daß Du zur Zeit noch Gräfin Arnstein heißt und diesem Namen etwas Rücksicht schuldest.“

„Gut! — laß uns gehen.“

„Ja — noch diesen Weg bis Ems zusammen — dann auseinander gehen für immer. Dies sei Dir hier gesagt, am Orte Deiner Schmach und meiner Schande.“

„Gut — gut! — Nur fort von hier! — Dann: was Du willst! Ich bin's zufrieden.“

Sie gingen! — Helene Adelka lauschte noch auf den Ton ihrer verhallenden Schritte, — da klang der Name „Moorenfürstin“ durch die Luft.

Von Entsetzen erfaßt, bog sie sich tiefer in's Gebüsch. — „Eher sterben — als an diesem Orte jetzt gefunden werden!“ —

„Moorenfürstin! Moorenfürstin!“ klang es näher.

Sie erzitterte heftig, obschon sie fühlte, hier würde Niemand sie sehen — noch weniger suchen.

„Sie scheint da oben nicht zu sein,“ rief Therese, „sie hörte uns sonst.“

„Sie verirrte sich doch nicht?“ fragte Emmy Langen.

„Kinder, das ist hier die reine Räuberhöhle!“ sagte Suschen.

„Suschen, wie magst Du nur so despectirlich von einer interessanten Ruine reden.“

„Suschen hatte nie Poesie!“ klagte Emmy Langen.

„Ihr entging der Theil von Romantik, liebe Emmy, den Du doppelt bekamst.“

„Nein, sie ist nur zu dick für Poesie und Romantik,“ sprach Therese; „sieh', Suschen, dies nennt man keine Räuberhöhlen, das heißt: ein von geheimnißvollen Schauern durchwehter Gang alter Zeiten.“

„Kinder, voran! — und reißt nicht allen Epheu ab!“ bat Marie.

„Nein, nicht voran! Hört erst, was ich Euch sagen will.“

„Sprich, Clara, Du sprichst gut! laß hören,

zu was Dich diese verfallenen Trümmer begeistern!" schaltete Therese ein.

„Nichts von Trümmern! — Ich meine jene schöne Frau, die wir soeben sahen und die uns Allen so bekannt vorkam. Sie war und ist das Original des Bildes, das wir damals in Werneck's Stube an dem Morgen sahen, wo sein schwarzer Neffe angekommen war und drinnen bei der zahmen Cilly steckte."

„Richtig! — Das Bild der Frau, von der die Moorenfürstin sagte: sie hat kein Herz!"

„Und welches Frau Adelka ähnlich sah."

„Ach, Kinder, was nützt uns Frau und Bild — hätten wir statt dessen Werneck's schwarzen Neffen, Romas edlen Künstler."

„Schweig' nur von Edelmuth bei Dem, Marie; — er stahl ja nicht allein der Moorenfürstin Taschentuch, — er stahl auch ihr Herz! — Ich kann den Mann nicht leiden, der das in Deutschland thut, dann nach Italien läuft und gar nicht wiederkehrt."

„Suschen, schweig'! Ich sah dort eben einen Kopf über die Mauer hervorragen, da horcht sicher irgend ein Menschenkind oben auf Burg Stein. Nehmt Euch in Acht, denn ganz gewiß kann man dort Alles hören. Voran!"

„Ja voran, Kinder, man sollte meinen, wir wären Alterthumsforscher, so lange stehen wir nun schon in diesem einen Gange, in und an dem ich auch, gleich Suschen, wenig von Romantik finde.“

„Hier kommt ein zweiter, — noch eine Räuberhöle, Suschen.“

„Ob hier die Moorenfürstin ist? Moorenfürstin, bist Du nicht auf Burg Stein?“

„Suschen, schrei' nicht so? — Ich sagt's Dir ja, hier oben ist Jemand, noch dazu ein Schwarzer, der staunend auf uns blickt. Derselbe, der vorhin da horchte! Sollen wir hinein in dieser Burg geheimnißvolle Tiefe, hin, wo der Jüngling weilt, oder —“

„Nein, laßt uns fort, der Herr scheint da zu malen.“

„Ein Maler, und dazu ein Schwarzer! Kinder, wenn das Werneck's Neffe wäre!“ flüsterte Emmy Langen.

„Nein, er malt nicht! — Er packt nur seine Sachen zusammen, er scheint verwirrt — wirft Alles an die Erde.“

„Noch einmal frage ich, wenn das Werneck's Neffe wäre?“

„Emmy, Du bist nicht klug, Rom ist nicht Ems,

wir sind im Lahnthal, Kind! — nicht an dem Strand der Tiber."

„Kommt, laßt uns gehen — der Herr sieht uns stets von der Seite an, und die Moorenfürstin ist nicht hier."

„Wollen wir nicht die Ruine näher ansehen?" fragte Emmy.

„Ach wozu? In Derenfelde haben wir ja eine, und alle solche Raubnester sehen sich gleich!" —

„Sagt' ich's nicht, Suschen ist zu dick für die Romantik!"

„Gehen wir, die Moorenfürstin ist nicht hier!" erklärten die Anderen.

„Aber seht nur die schönen Abendwolken!" rief Emmy Langen.

„Die haben wir, mit Suschen zu reden, in Derenfelde auch, kommt!"

„Nein, rufen wir zuvor noch einmal „Moorenfürstin", im Fall Helene in der Nähe sein sollte. Der Herr weiß viel, wer das ist, und eine Freundin zu rufen, ist überhaupt keine Sünde."

Die ganze Schaar rief diesen Lieblingsnamen. Helene Adelka rang hinter der Mauer in Verzweiflung ihre Hände, blieb aber stumm wie das Grab.

Die Freundinnen gingen. — Mit dem Schall

ihrer verhallenden Tritte, auf die Helene mit angehaltenem Athem lauschte, mischte sich plötzlich der rasche, feste Schritt eines Mannes ganz in ihrer Nähe. Rudolf Seeberg mußte also den Platz in der Ruine auch verlassen haben.

Sollte er gehen, ohne daß sie ihn noch einmal sah? — Sollte, konnte sie die Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn vielleicht zum letzten Mal zu sehen? — Unmöglich! — — Sie richtete sich empor, schob leise und sachte die Zweige auseinander und blickte vorsichtig über die Mauer hin. Ja, da ging er! — Noch einmal sah sie ihn, — sah den, der einst vor Jahren so verstohlen auf sie hingeblickt. — Fast lächelte sie über solchen Zufall — dieses Sehens und Wiedersehens! — Wie erstarrte sie aber, als er plötzlich am Ausgange des kleinen Ganges, ehe er durch die Bogenwölbung schritt, sich umwandte, und nun sein voller Blick sie traf — anstarrend auf ihr haften blieb voll Ueberraschung — auf ihren Kopf hinblickte, inmitten all' der Zweige, in ihre Augen, die so fest auf ihm ruhten! —

Bewegungslos verharrte er einige Secunden — stand fast wie verzaubert da; dann überströmte tiefes Roth sein männlich schönes Antlitz, rasch trat er näher, leise fragend:

„Verfehlten Sie den Weg und kann ich Ihnen über diese Mauer helfen?" —

Sie war unfähig, einen Laut zu entgegnen, und ihre Hände faßten fester in die Zweige. Er schien zu denken, sie wollte sich Bahn hindurch brechen, und sagte: „Erlauben Sie mir, das zu thun, und lassen Sie mich auch dies Buch wenigstens halten."

Er bog die Zweige zurück, nahm ihr Skizzenheft an sich; sie stieg aber nicht empor. Ihr Antlitz verlor alle Farbe, ihre zu Eis erstarrenden Hände lösten sich plötzlich von dem Gebüsch, fielen auf die Mauer, und ihr Kopf sank auf das Moos der Steine.

Sie würde im nächsten Augenblick völlig zurückgesunken sein, hätte er nicht erkannt, wie ihr die Sinne schwanden, und nicht, rasch Alles fortwerfend, was er in Händen hielt, sie schnell erfaßt und sanft emporgezogen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie zuerst des Himmels Blau, schwach überhaucht vom letzten Purpurschein des Abends, — dann blickte sie mit zurückkehrendem Bewußtsein um sich, — bemerkte Rudolf Seeberg knieend an ihrer Seite, erkannte, daß sie selbst auf jenem weichen Rasen

des großen Burgplatzes lag, nahe dem Eingange, wo sie zuerst gestanden, als er mit der schönen Frau geredet hatte. —

Dunklere Purpurflammen, als die am abendlichen Horizonte, überflogen, Schatten gleich, ihr bleiches Antlitz, und war sie je reizend, so jetzt in dem Erwachen aus körperlicher und geistiger Betäubung. Er betrachtete sie aufmerksam, sagte aber lächelnd, als sie ihm dankte:

„Bleibt dieser Dank so freundlich, wenn Sie sehen, wie ich Ihre Locken ruinirt und selbst Ihr Kleid verdorben habe durch jenes einzige Mittel, das mir zu Ihrer Belebung zur Verfügung stand — diesen Rothwein hier, — dann bin ich zufrieden."

Sie sah jetzt in der That, wie aus ihren Locken die purpurfarbenen Tropfen perlten und deren Schönheit gefährdet hatten, wie die Blouse ihres weißen Kleides ebenfalls des Weines Spuren trug. Dennoch lächelte sie ihn lieblich an; und da erst färbte ein heißes Erröthen ihre Wangen von Neuem, als sie mit ihrem Batisttuche das Haar trocknete und an dem Ausdrucke seines Gesichts erkannte, wie durch dies Tuch eine Erinnerung an ein anderes geweckt wurde, dessen ihre Freundinnen noch eben erwähnt hatten. — — Wenn

er nun auch wohl ihre Gedanken errieth, gab er sich doch den Anschein, es nicht zu thun, hüllte sie in ihre lange Beduine ein und sprach unbefangen: „So könnten Sie, trotz meiner angewandten Cur, sich selbst in der Emser Brunnenpromenade sehen lassen, und trinken Sie nun noch ein wenig von dem Wein, wird auch die letzte Spur der Ohnmacht aus Ihren Zügen verschwinden.“

Sie nahm das dargereichte Glas — ihre Hand zitterte jedoch, und er setzte hinzu: „Sie müssen mir auch gestatten, Sie den Berg hinab zu begleiten; ich kenne nähere, wenn auch ein wenig steile Pfade. Stützen Sie sich aber auf mich, so werden Sie ungefährdet hinunter kommen und außerdem auf diesen Wegen ganz unbelästigt durch Andere bleiben.“

Sie hatte keine Wahl! — Allein zu gehen war unmöglich, denn alle ihre Glieder zitterten. Der Schwindel, der sie fort und fort belästigte, nahm aber zu, als er ihren Arm in den seinen legte und mit ihr durch den Wald den Berg hinab schritt. Er war oft gezwungen, sie zu umfassen, um sie besser zu stützen und zu halten. Dem Anschein nach that er's mit der größten Ruhe und Unbefangenheit, so, wie wohl ein guter Freund dem andern hilft und beisteht. Hatte einst sein

Herz lauter für Die geschlagen, die jetzt so oft in seinen Armen ruhte, wenn neuer Ohnmacht Anwandlung ihr nicht nur die Kräfte, auch die Besinnung in einzelnen Momenten raubte, so würde man in dieser Stunde, in jenen Augenblicken, bei seinem ruhig kalten Wesen und Benehmen gegen sie nur an die Worte gedacht haben, die er zuvor gegen seine einstige Braut ausgesprochen hatte: „Mein Herz redet nicht mehr viel.“

Neue Lebenskraft durchströmte indessen Helene Adelka, als sie, am Fuße des Berges angelangt, in einiger Entfernung „Moorenfürstin“ rufen hörte.

„Da sind Ihre munteren Gefährtinnen!“ sprach er lächelnd, — „nehmen Sie hier Platz, und ich werde mich beeilen, die Damen zu benachrichtigen, wo Sie zu finden sind.“

„Gehen Sie nicht eher, bis ich Ihnen noch einmal meinen Dank gesagt habe!“ bat sie leise; er aber setzte lebhaft hinzu: „Dessen bedarf es nicht, wenn Sie mir gestatten, die Belohnung dafür in Anspruch zu nehmen, die ich wünsche: Sie während der Zeit, wo ich in Deutschland bleibe, mit meinem Onkel Werneck in Derenfelde aufsuchen zu dürfen.“

Gab sie auch keine Zusage in Worten, wie angenehm ihr ein neues Begegnen sein würde, er las

die Freude in ihren Zügen, und mehr — Besseres bedurfte es nicht, um ihn mit Seligkeit zu erfüllen. Er entbehrte auch kaum den warmen Strahl des Auges, als sie gesenkten Blicks und unter heißem Erröthen ihm die Hand bot und das Lebewohl aussprach. Verrieth doch ihr ganzes Antlitz, wie leid ihr das Scheiden that.

„Auf Wiedersehen!" entgegnete er ernst und bedeutungsvoll, — drückte auf die Hand, die sie ihm zum Abschied gereicht, flüchtig einen Kuß, ging dann und sandte, ehe er im Waldesdunkel ganz verschwand, noch einen Gruß zurück, — deß Lächeln sie berauschte.

„Moorenfürstin!" hallte es von Neuem durch den Berg, — und suchend, nach verschiedenen Seiten hin, wollte sich gerade die alte „Zeichenstunde" auseinander lösen, als ein Herr auf sie zutrat, in welchem Alle den Maler aus der Ruine wiedererkannten. Er sprach höflich, doch nicht ohne Lächeln:

„Wenn Ihre Moorenfürstin eine blonde, etwas bleiche junge Dame ist, so werden Sie sie dort hinter jenen Tannen finden. Sie scheint nicht wohl zu sein."

Niemals war dieser Ausdruck vielleicht unrich-

tiger auf Jemand angewendet. „Nicht wohl!“ — Helene Adelka hatte doch ein Gefühl, als sei sie im Himmel, und dieser Augenblick war sicher der glücklichste ihres bisherigen Lebens.

Fünftes Kapitel.

Die neunte Abendstunde des Tages war hereingebrochen, dessen Ereignisse in den vorigen Abschnitten mitgetheilt wurden.

Durch den Garten der Villa, die Heinrich Adelka in Ems bewohnte, schritt um die Zeit, wo die Dämmerung schon Alles ringsum in gewisses Dunkel hüllte, eine Dame dem Hause entgegen. Sie fiel weniger durch ihren leichten, eleganten Anstand auf, mit dem sie dahin schritt, als durch die Art und Weise ihres Gehens, die man unwillkürlich charakteristisch erachten und auch als die ansehen mußte, wie sie vielleicht immer durch's Leben gegangen, unbeirrt durch Hindernisse, immer vorwärts dem Ziele entgegen. So wandte sich der Kopf weder rechts, noch links, wie wenn das, was zu den Seiten ihres Pfades lag, sie nichts anging; — so achtete sie weder, wohin ihr Kleid

streifte, ob über Staub, ob über feuchtes Gras, noch hielt sie sich in den Schlangenwindungen der Wege, die um die Rasenplätze bis hin zur Villa führten. Sie ging über dieselben — sie trat selbst über die Blumenbeete hin, weil's näher, wenn auch unbequemer. Vielleicht liebte sie es nicht, über Sand zu schreiten — möglich auch, daß sie sich ungern nur den begrenzten Pfaden fügte.

Ja! — für sie war das charakteristisch, — mindestens dachte es Heinrich Adelka, der sie aufmerksam beobachtete. Er lächelte, als er sah, wie sie jetzt plötzlich rasch jenen kleinen Kinderwagen zur Seite stieß, der inmitten des Rasenplatzes vor der Veranda stand, wie sie über Puppen und Spielzeug hin trat, das im Grase lag, — ja, wie sie jetzt sogar des Beetes mit den Remontanten nicht achtete und selbst da ruhig weiter darüber hin schritt, trotzdem der Gärtner vorspringend ihr zurief: „Madame, da geht der Weg, hier stehen meine schönsten Rosen!"

Ob sie's nicht hörte und zu tief in Gedanken war? Oder ob es ihr nur einzig lästig, jetzt noch umzuwenden, wo sie schon inmitten der Gruppe stand? — Sie schritt wenigstens ruhig vorwärts, hielt nur inne, als ihr Gewand an den Dornen

hängen blieb, — löste es da aber auch nicht vorsichtig los, sondern riß es hastig ab und eilte vorwärts, ihrem Ziele zu. —

Das Gesicht der Dame ließ sich nicht erkennen; es war halb unter dem großen runden Strohhute verborgen und außerdem dicht verschleiert. Hut und Schleier waren schwarz, wie ihr ganzer Anzug, der auf eine tiefe Trauer schließen ließ.

Ein Mann, der unmittelbar hinter ihr her in die Pforte des Gartens eingetreten war, folgte ihr auch zum Hause, hielt sich zur Freude und Beruhigung des Gärtners aber auf den Kiespfaden.

Als die Dame sich der Villa näherte, zog sie den Schleier fester über ihr Antlitz. Auf den Abendgruß der ihr aus dem Hause entgegentretenden Dienerin erwiederte sie die rasche Frage:

„Ist der Herr Banquier jetzt zurück?"

„Mein Vater ist noch immer nicht gekommen," entgegnete statt der Dienerin Herr Heinrich Adelka, aus dem Bosquet zur Seite des Hauses vortretend, „er muß indessen jeden Augenblick zurückkehren, und ich bitte daher, nicht nur seine Ankunft gütigst im Hause abwarten zu wollen, sondern auch um Entschuldigung, daß man Ihnen dieses nicht schon vorhin angeboten hat."

Die Dame, die sichtbar erschrocken beim Tone der Stimme zurückgewichen war, Herrn Adelka aber immer wieder angesehen hatte, während er sprach, antwortete einzig mit einer zustimmenden Neigung des Kopfes, schritt rasch die wenigen Treppenstufen hinan, hielt auf dem Perron der Treppe aber inne, wandte sich nach dem Garten zurück und rief in französischer Sprache jenem Manne zu, der ihr gefolgt war und der anscheinend wartend in der Nähe stand:

„Ich werde jetzt die Rückkehr des Herrn Banquiers hier abwarten, die, wie man mir sagt, bald erfolgen soll.“

„Ich hörte das, Madame, und will so lange im Garten bleiben!“ entgegnete der Mann, ein wenig aus dem Schatten des Gebüsches vortretend.

„Vielleicht hat man die Güte, Ihnen auch ein Zimmer anzuweisen!“ sagte sie freundlich, „die Sache kann, wenn Herr Adelka kommt, auch nicht sogleich erledigt sein.“

„Ich weiß, Madame, und dauerte es die halbe Nacht, — mir gleich, — ich kann im Garten bleiben. Bemühen Sie sich nicht meinetwegen.“

Herr Heinrich Adelka vermochte, trotz seines forschenden Blickes, nicht zu erkennen, ob der Mann ein Diener, Führer oder Begleiter der Dame war.

Gegen Letzteres sprach seine Zurückhaltung von ihrer Person, gegen Ersteres die gewisse Selbstständigkeit seines Handelns und der Ton, der bei aller Höflichkeit doch auf kein Abhängigkeitsverhältniß hindeutete.

Zeit zu weiterer Beobachtung blieb ihm nicht, da die Dame schon nach ihrem letzten Worte, ohne des Mannes Entgegnung abzuwarten, in die Villa eingetreten war, deren Wirth er nun doch zu machen hatte. Er folgte ihr darum schnell; er geleitete sie in den Empfangssalon des Parterre, rollte einen der Sessel für sie herbei, wo sie stand, schraubte die Lampen höher, so daß ein helles Licht auf die ganze elegante Einrichtung des Zimmers fiel, und würde bei diesem scharfen Strahl auch augenscheinlich sehr gern die Fremde einer näheren Prüfung unterworfen haben, wenn es möglich gewesen wäre. Sie hatte den Schleier aber nicht zurückgeschlagen, und außerdem noch die Unhöflichkeit, den Sessel zu wenden und sich so zu setzen, daß er nur den Kopf ihres Strohhutes und seitwärts den eleganten Fall ihres Gewandes sah. Dazu ergriff sie noch eins der auf dem Tische liegenden Bücher, und sprach kühl, wenn auch höflich:

„Ich bitte Sie, sich meinetwegen durchaus nicht zu derangiren, ich werde lesen — bis Ihr Herr Vater kommt!"

Durch Herrn Heinrich's Züge zuckte ein wenig Lächeln, ein wenig Ironie, und mit einem unbeschreiblichen Blick — einem Blick, in den sich tausend widerstreitende Empfindungen mischten, von Zorn und Schmerz, von Weh' und Leid, von Neugier, Pein, Verlegenheit und Staunen — streifte sein Auge über jene Frauengestalt hin, die halb im Sessel lag und jetzt scheinbar in dem Buche las, das sie zur Hand genommen hatte. Der Ton seiner Stimme verrieth hingegen nichts vom Ausdruck des Gesichts, als er kalt, stolz entgegnete:

„Ganz wie Sie belieben, Madame! Und so erlaube ich mir denn, mich Ihnen hiermit zu empfehlen."

Sie zuckte abermals bei Ton und Wort zusammen; sie sah flüchtig nach ihm hin bei seinem Fortgehen und sprach sanft, fast wie entschuldigend:

„Ich bin halb todt vor Müdigkeit und Schwäche; ich mußte aber dennoch heute hieher kommen, wünschte aber natürlich Niemand durch meinen späten Eintritt in dies Haus zu derangiren, der zu so unpassender Zeit stattfindet."

Was der nächste Augenblick gebracht haben würde, mag unentschieden bleiben, wenn nicht nach ihren Worten sofort Beide das Heranrollen eines Wagens vernommen hätten, der, über die nahe Landstraße fahrend, am Gartenthor der Villa anhielt.

„Da ist mein Vater!“ rief Heinrich lebhaft, „ich werde eilen, ihn von Ihrer Anwesenheit in Kenntniß zu setzen.“

Sie hielt ihn durch die Frage zurück: „Kann ich hier auch ganz ungestört mit Ihrem Herrn Vater reden? Das muß sein.“

„Ist Ihnen ein völlig abgeschlossenes Zimmer lieber als dieser Salon mit seinen vielen offenen Thüren, so stelle ich Ihnen mein Arbeitscabinet zur Disposition.“

„Ich bitte darum!“ rief sie lebhaft aufspringend.

„Soll ich Sie gleich dahin geleiten?“

„Wenn Ihr Herr Vater allein kommt, — so könnte er ja mit mir gehen.“

„Er wird hieher wohl allein kommen — jenes Zimmer aber ist das seiner Nichte Helene! Sie ist bei uns in Ems.“

„So bringen Sie zuerst mich fort; — ich muß ganz ungestört sein während einiger Zeit!“ bat sie hastig.

Heinrich Adelka geleitete die Dame in sein

Privatcabinet, das hinter seinem Wohnzimmer an der Ecke des Hauses in der oberen Etage lag und allerdings zu geheimer Conferenz sich besser eignete. Er eilte dann aber sofort zu seinem Vater, der allein in den Salon eintrat.

„Wo ist die Dame!" fragte der Banquier; „man sagte mir, daß sie hier sei."

„Wo ist Helene?" rief der Sohn.

„Helene ist nicht ganz wohl; ihre Freundinnen nahmen sie mit sich in's Hôtel."

„Vater, das Unwohlsein ist nicht der Grund! — Was geschah? — was ist's? Laß mich es wissen, — es ist von größter Wichtigkeit für mich."

„Heinrich, ich weiß, Du bist ein Mann, sonst würde ich mehr Umstände mit Dir machen! — Höre also: Mit Helenen scheint es aus zu sein! Was geschah, sie so schnell zu bestimmen — das weiß ich nicht, — sie —"

„Nimmt also ihr Wort zurück?" fiel er ruhig ein, „gut."

„Ein Wort gab sie wohl kaum! — Sie weist nur die Bedenkzeit zurück, und besser dies — als Anderes! — Wir wissen nun, woran wir sind, und ist auch dies Bewußtsein schlimm — sehr schlimm für Dich, — noch einmal: besser so — als anders! — Nichtige Hoffnungen führen oft

zu verfehlten Speculationen; Du hast deren genug gehabt! Deine Lage ist nun böse; doch was ich thun kann, Dir zu helfen, das soll geschehen, und zum Verzweifeln bleibt immer noch Zeit! — Wo ist die Dame?"

„In meiner Stube."

„Ist's wahr, daß sie schon viermal hier war in den vergangenen Stunden."

„Ich glaube! — ja — sie war viermal hier!" sprach jener zerstreut.

„Heinrich, nicht so düster! — Es giebt der reichen Mädchen mehr, und da ist zum Beispiel gleich die Bertha Dondorf, der Moorenfürstin ähnlich, — nur nicht so timide, wie Helene oftmals ist! — Ihr Vater ist sehr reich und —"

„Bitte! — Nichts von Derenfelderinnen. Du weißt, ich liebe diese Race nicht, die immer Kinder bleiben, Damen niemals sind! Mit Helenen war das anders; — sie ist ja auch wie die Sonne unter Staub und Regen ihres Freundeskreises! Geh' jetzt zu jener Dame, Vater, und sei um mich nicht besorgt."

„Wer ist sie eigentlich, gab sie keine Karte? Und weißt Du nicht, was sie so oft hieher geführt?" —

„Nein — sieh' sie! — Höre, was sie will, und

komme dann zu mir, ehe Du irgend etwas mit ihr abmachst!" erwiederte Heinrich Adelka langsam und eindringlich. In seltsamem Tone setzte er hinzu: „Ja, sieh' sie — sage mir, wer sie ist — und ist sie Die, für welche ich sie halte — nun, Vater, dann, dann bin ich wohl nicht völlig verloren und kann dann auch noch Alles anders, besser werden, viel besser vielleicht, als wir zu hoffen wagten."

„Du machst mich neugierig. Sag' mir mehr — sag' Alles."

„Nein! Frage jetzt nicht — und geh'! Sie wartet ungeduldig Deiner."

„Dies von Helenen;" sagte der Banquier im Fortgehen, seinem Portefeuille ein zusammengefaltetes Blättchen entnehmend, „lies es mit Ruhe, Heinrich! — nimm's auch mit Ruhe hin!"

„Mit größerer, als Du denkst!" murmelte Heinrich. „Seltsam, daß sie gerad' heute kommen mußte — heute!"

„Wie sagst Du, mein Sohn?" fragte der Banquier bereits in der Thüre.

„O, nichts!"

„Heinrich!" rief der alte Herr zurückkommend in ungewöhnlich weichem Tone, „ertrag' den Un-

fall leichter, als mir scheint, daß Du es thun wirst!"

Der Sohn lächelte und antwortete fast heiter: „Ich sagt's Dir ja, daß ich's mit Ruhe ertragen werde, da es so gekommen."

„Mit Ruhe? Mir schien's eben nicht so. Denke einfach, es war unglückliche Speculation, und die kommen ja immer vor im Kaufmannsleben."

„Ja, wär's nur Speculation geblieben!"

„Sagte ich's Dir nicht, mein Sohn, das „Mehr" sei Thorheit! Es war doppelte Thorheit in Deiner jetzigen Lage, wo Du kein Herz und nur Verstand gebrauchtest."

„Thorheit?" wiederholte Heinrich Adelka, als sein Vater gegangen war. „Thorheit? — möglich! wie jeder Traum auf Glück, das mehr oder minder ist, und wo ein Erwachen eben so unausbleiblich folgt, wie bei dem Traume im Schlafe. Ein kurzes Glück, solch' schöner Traum! Doch — immerhin ein Glück, nicht hoch genug anzuschlagen in allem Dunkel unseres kummervollen Lebens, wo stets der Sonne Strahl mit Wolken kämpft."

Er schwieg. — Auflachend kurz und bitter, setzte er nach langer Pause hinzu:

„Sehen wir, in was für Wolken jener Son-

nenstrahl sich hüllt, der — kaum erschienen — auch entschwunden ist."

Die mit Bleistift geschriebenen Worte Helenens lauteten:

„Lieber Heinrich! Stunden haben genügt, zu entscheiden, was wir gedachten doch erst von Wochen oder Monden abhängig machen zu wollen. Ich weiß es schon jetzt, daß ich Deine Hand nicht annehmen darf, da mein Herz weniger frei ist, als ich selbst wußte. Dir sei es offenbart, gehört es auch nicht Jenem, den die Freundinnen in ihrem blinden Eifer für mein Glück hieher citirten — — so doch auch nicht mehr mir. Darum gieb Du mich auf!

„Gott sei mit Dir und Deinem Kinde! — Lebe wohl — ich reise mit den Anderen morgen ab. Du aber mache Dein hübsches Wort wahr, daß man nicht zürnen kann der

„Moorenfürstin."

Sah und starrte Heinrich Adelka auch nicht noch nach einer halben Stunde auf diese Zeilen, wie vielleicht ein anderer gefühlvollerer Bewerber gethan hätte, der solchen Absagebrief von geliebter Hand erhalten, — so starrte er mindestens, in tiefe Gedanken verloren, noch immer vor sich hin, als sein Vater nach Ablauf dieser Zeit un-

gefähr in den Salon zurückkehrte, wo Heinrich sich noch an demselben Platze befand, wo ihn der Banquier verlassen. Kaum daß jener jedoch eingetreten war, ging er ihm lebhaft und rasch entgegen und fragte nicht nur in Hast, — auch in höchster Aufregung:

„Nun, — wer ist jene Dame?"

„Du kennst sie nicht, Heinrich! — Es ist Leonore von Dannstedt, die Dein Onkel einst heirathete."

Ein heller Blitz leuchtete aus den Augen des jungen Mannes; dann fragte er ruhig: „Was will sie von Dir?"

„Geld! — eine sehr bedeutende Summe. Ihr Mann war Spieler; — Homburg hat sie um einen Theil ihres Vermögens gebracht."

„War Spieler?"

„Ja! — Sie ist seit Kurzem Wittwe — abermals Wittwe. Er ist in Folge eines Duells gestorben, in welchem er seinen Gegner tödtete."

„Wittwe? — — Kathi Wittwe!"

„Kathy? — Sie heißt Leonore!"

„Richtig, Leonore! — Ich versprach mich. — Wirst Du ihr das Geld geben können, das Sie verlangt?"

„Ich muß! — Sie hat freie Verfügung über

ihr Vermögen. Daß sie es in unserm Geschäfte ließ, war Freundlichkeit. Wechsel genügen auch vorläufig wohl, und ich kann Dir, trotz des Anspruchs, den sie so unvermuthet erhebt, das baare Geld lassen, das ich Dir heute gab. Unsere Kassen sind gerade gut gefüllt und die Wechsel können selbst in Derenfelde gleich umgesetzt werden. Die Mühe mag sie aber übernehmen, obschon sie das nicht gern thun will, und lieber baares Geld gleich hätte, Jemand zu bezahlen, der sie sehr drängt, so wie mir scheint. — Das geht aber nicht! Und ich eile jetzt zurück zu ihr, um das ihr zu wiederholen, nachdem ich Dir nur erst den Willen that und über sie berichtete. Ich sagte ihr als Vorwand, ich wolle mit Dir Rücksprache nehmen, indem Du vielleicht etwas an baarem Gelde übrig hättest, um das sie so dringend bat."

„Gut! — ich danke Dir. — Wie hoch beläuft sich ihre ganze Forderung?"

„Siebenundfünfzigtausend Gulden betragen seine Spielschulden, vier- bis fünftausend Thaler wünscht sie sogleich für sich zur Disposition zu haben. Wahrscheinlich haben sich noch kleinere Schulden im Bade vorgefunden, und sie hat nichts, — ist unbekannt in dieser Gegend."

„Zusammen klingt das viel; doch sie hat wohl

über mehr denn eine halbe Million zu disponiren?"

„Ja, es ist weit mehr, was sie und ihr Sohn besitzt! — Eigentlich abscheulich, daß mein Bruder einzig sie bedachte — sie und jenes eine Kind."

Der Banquier ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Heinrich stand regungslos, das Auge fest auf den Boden geheftet; dann sprach er ruhig:

„Ich will nun zu ihr, Vater."

„Du? — sie bat mich dringend, die Sache mit ihr selber zu beenden."

„So — bat sie das?" rief er mit eigenthümlichem Lächeln.

„Ja, und darum —"

„Vater, ich muß sie sprechen!" fiel er entschieden dem Banquier in's Wort.

„Kennst Du sie denn?" fragte jener überrascht."

Heinrich Adelka schwieg einen Moment und fuhr dann, die Frage überhörend, fort: „Schreibe Du unterdessen einen Wechsel, lautend auf fünfhundert Thaler, denn diese eine Summe fehlt mir an dem baaren Gelde, das sie haben will."

„Wie? — Du willst ihr doch nicht all' jene Gelder geben, die ich erst für Dich besorgte und die Du morgen schon so nöthig brauchst. Bedenke,

was Du thust, wer Dir wohl helfen soll, so rasch.“

„Sie braucht sie jetzt nöthiger, braucht sie noch heute Nacht, — ich erst morgen früh um zehn Uhr. Bis dahin aber ist doch Zeit, sie hier zu legitimiren und —“

„Heinrich,“ rief der Banquier so lebhaft, wie er selten zu sprechen pflegte, „Heinrich, ich hielt Dich die letzten vierzehn Tage für thöricht — jetzt aber glaube ich, Du bist von Sinnen. Sie hat, wie Du selbst sagst, über eine halbe Million zu gebieten, und wäre sie auf ihrem Gute, besorgte ihr der Anwalt binnen wenigen Stunden hunderttausend Thaler, wenn sie wollte.“

„Sie ist aber doch nicht auf ihrem Gute; morgen indessen legitimire Du sie beim hiesigen Banquier, was heute nicht mehr geht, und noch einmal, bis zehn Uhr könnte ich mehr denn hunderttausend Thaler von ihr haben.“

„Du? — ich versteh' Dich nicht! Willst Du von ihr denn borgen?“

„Borgen?“ —

„Nun mein Gott ja, denn hunderttausend Thaler, die verschenkt man doch nicht.“

„Verborgt man noch weniger, Vater!“ sprach er ruhig lächelnd.

„Du machst mich ganz verwirrt. Was hast Du nur, Heinrich, ich versteh' Dich nicht."

„Ich bitte Dich ja, — frage mich noch nicht! — noch kann ich nichts Bestimmtes sagen."

„Nur das scheint mir bestimmt zu sein, daß Du sie kennst."

„Auch das nicht, Vater, denn solche Frau kennt man nie! — sie hat zu viele Tausend Tiefen, und kannte ich auch einst Die, die jetzt seit lange Frau von Dannstedt heißt, — wer bürgt mir wohl dafür, daß sie noch Jener gleicht, die ich einst in ihr fand."

„Ja, ja, überhaupt in der Beziehung an den Frauen zu zweifeln, hat ein Mann ein so ganz unrecht. Selbst unsere Helene, dieser sich sonst mehr gleich bleibende, stille Charakter, wie hat er heute binnen Stunden die verschiedensten Entschlüsse gefaßt, wie anders war sie heute am Abend, denn am Morgen. Ich konnte sie nur anstaunen! Wechselte sie aber schon so chamäleonartig Laune und Gesinnung — was vermag da erst ein längerer Zeitraum über Frauenherzen, — namentlich über Herzen so außergewöhnlicher Frauen, wie diese Dannstedt eine ist. — Längere Zeit ist's doch wohl, Heinrich, daß Du sie nicht sahst?"

„Es ist lange her, Vater; — ich stand in meiner ersten Jugend."

„So lange? — hm — hm! — da wirst Du sie wohl ein wenig verändert finden."

Der Banquier schien tief bekümmert, denn er, der ewig berechnete, hatte auch jetzt schon die Chancen des Glücks und Vortheils rasch abgewogen, die für seinen augenblicklich mehr denn derangirten, fast bankerotten Sohn aus der Wiederbegegnung einer alten und so reichen Bekannten ersprießen konnten. Es war ihm, der den exquisiten Geschmack dieses Sohnes nur allzu wohl kannte, ein wenig bange, er möge über die Ansprüche, die Heinrich Adelka stets an Frauenschönheit gemacht hatte, halb und halb vergessen, von welcher Wichtigkeit ihm ein disponibles Vermögen sein könnte. Da stieg aber plötzlich tröstend das Bild Frau von Dannstedt's vor ihm auf, und er sprach in warmer Begeisterung, die bei ihm ein seltener Gast war: „Wie Du sie auch verändert finden wirst — die Frau besitzt, wie ich glaube, unvergängliche Reize, seltene Schönheit, jenes mächtige je ne sais quoi, dem wir Männer oft eher erliegen, als dem bezaubernsten Antlitz. — Sollte dies nun bei Dir nicht jene Gewalt ausüben, so bitte ich Dich, an ihr enormes Vermögen zu denken, und wie es halb

Deine Pflicht wäre, wenn Du könntest, dies Geld unserer alten Firma wieder zuzuwenden. — Du als Erstgeborener mußt doch einmal des Geschäftes Leitung übernehmen und Dich in Derenfelde niederlassen. Mit leer gewordenen Händen würdest Du Deinen Brüdern gegenüber keine gute Rolle spielen. Bedenke das und handle klug."

Banquier Adelka würde seine lange Rede schon in bloßer Rücksicht auf die Zeit gespart haben, die seinen Begriffen zufolge „Geld" war, wenn er geahnt hätte, daß zwischen seinem Sohne und Frau von Dannstedt Beziehungen bestanden, die mächtiger waren, denn jede Klugheit und Berechnung auszusinnen vermag. Es waren aber zugleich Verhältnisse, die schon einmal eine trennende Schranke zwischen ihnen errichtet hatten und von ihr stets als unüberwindlich Hinderniß betrachtet wurden. — Wie sah sie diese einstmaligen Verhältnisse jetzt an? — so fragte Heinrich und eilte dann, Antwort auf diese Fragen zu erhalten, wie auf manche andere.

Sechstes Kapitel.

Jener mächtige Zauber einer Frau, auf Herz und Sinne, den der Franzose mit dem „je ne sais quoi“ bezeichnet, und von dem wir als „unsagbares Etwas“ reden — er war Niemand vielleicht in stärkerem Maße verliehen, denn jener Frau, die sich einst Leonore von Dannstedt genannt hatte und jetzt wieder diesen Namen trug. Sie gehörte, was Geist, Liebenswürdigkeit und Schönheit anbetrifft, zu den hervorragendsten Erscheinungen, und nur das Glück hatte ihr gefehlt, sie zu Vollkommenem zu gestalten, jenes Glück eines Charakters, der neben starken Leidenschaften auch das Gegengewicht eines richtig geleiteten Willens besitzt und die Kraft der Selbstbeherrschung. — Ueber diesen Charakter und ihr Wesen ist nun bereits im Schlosse zu Arnstein zu viel von ihren Schwestern gesagt worden, als daß ein Leser nicht

damit die Lücken auszufüllen vormocht hätte, welche der skizzenhafte Bericht der alten Werneck-schen Zeichenstunde über Jene gelassen, die damals Helene Adelka's Mutter hieß und war.

Mag nun ein, wenn auch nur flüchtiges persönliches Auftreten das Bild der Frau vervollständigen, die schon einmal so bedeutend in das Schicksal der einen unserer zwei Fürstinnen eingriff, und auch jetzt bestimmt ist, in dem der andern noch eine Rolle zu spielen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Erscheinung der Frau von Dannstedt, die wir in ihrem charakteristischen Gange bereits beobachteten. Ihrem feinen durchgeisteten Antlitz fehlte außer dem zauberhaften Reiz der ersten Jugendfrische nichts, um es vollendet zu machen. — Dieser Mangel fiel aber als Mangel nicht auf, da zu Vieles in dem Gesichte anzog und fesselte, um noch an Fehlendes denken zu können. Da war der schöne Schnitt der Züge, — der ernste und bedeutende Ausdruck, — dunkler Augen klarstes Licht, die in wunderbarem Feuer glänzten, Augen, deren blaue Schatten zwar von Thränen zeugten, jetzt aber durch den ruhig stillen Blick, den sie meistens hatten, auch verkündeten, das jene Thränen ausgeweint waren, die über die Thorheiten ihrer Ju-

gend geflossen, und endlich Ruhe, nach tausendfachen Stürmen, über sie und in sie hinein gekommen.

Jenes vergangene und bekämpfte Leid, jenes überwundene Elend ihres Lebens, das Alles an ihr ausprägte, gab ihrer Erscheinung und ihrem Wesen einen Reiz und Zauber, der jetzt Heinrich Adelka hinriß und entzückte, wie er schon vor ihm Viele bewältigt hatte, die ruhig dieser Schönheit trotzen wollten. Es war ein neuer Reiz zu all' den tausend alten, die ihn einst geblendet und verblendet hatten, der ihn nun berauschte, als er sie unverschleiert und in hellem Lichte sah, nachdem er unbemerkt von ihr in das Cabinet getreten war, wo sie weilte, wo sie zwar nicht betend auf den Knieen lag, der ganze Ausdruck ihres Gesichts, ihrer Gestalt aber verrieth, daß alle Gedanken nur ein Gebet waren. — Er hatte zuvor gesagt, er wisse nicht, wie er sie nach der langen Trennung finden würde — sie aber so zu finden war am wenigsten von ihm erwartet! —

Aus ihren Zügen wich die Ruhe und Qual, tiefe Seelenqual trat an ihre Stelle, als sie beim Geräusch seiner Schritte jetzt aufblickte, und ihn vor sich sah. Durch ihre Stimme zitterten Schmerz und Vorwurf, als sie ernst fragte: „Und warum

halten Sie nicht Ihr Wort, das Sie mir einst gegeben haben, mir nie, nie wieder entgegen treten zu wollen?"

„Ich gab es damals, um Sie zu beruhigen — heute treibt mich derselbe Grund zu Ihnen. — Sie wünschen baares Geld, Sie verlangten es deshalb wohl so dringend von meinem Vater, um jener Escorte ledig zu sein, die jetzt — trotz ihrer Verheißung, in Ruhe die halbe Nacht warten zu wollen, schon mehr denn unruhig unten im Hause steht. Mein Vater ist viel zu guter Kaufmann, um so viel Geld baar liegen zu haben, wie Sie bedürfen; — ich war Ihr alter Freund, gnädige Frau, und — im Stande zu helfen. — Wollen wir denn nicht vor Allen jenen Mann entfernen?" —

Sie stand einen Moment unschlüssig und rief hastig: „Ich merkte sehr gut, daß Ihr Vater Gründe hatte, meine Forderung abzulehnen und mich auf Wechsel zu verweisen. Gelten Ihnen die Gründe nicht so viel und derangirt sie jene Baarzahlung?"

„Sie thut's; — doch nur für den Augenblick — ich wünsche aber Ihnen zu helfen — gehen wir darüber hinweg, meine Aufopferung zu preisen, sie ist nur provisorische."

Sie kannte jenes Lächeln, jenen Blick, und sie lächelte selbst flüchtig, als er mit dem ebenfalls noch wohlbekannten Tone des Sarkasmus hinzusetzte: Im Uebrigen bürgt dem Kaufmann ja Ihr Reichthum für das Geld, im Fall Sie denken könnten, der Mann zweifle an der Ehrenhaftigkeit der Frau, die vor ihm steht."

Er rief nun den Mann herbei, der Frau von Dannstedt begleitet hatte, und während er dann in ihrer Gegenwart das Geldgeschäft mit ihm beendete, sah er nur zu wohl ein, wie er recht mit der Behauptung gehabt, daß der ferne Verwalter und Anwalt ihres Gutes ihr augenblicklich nichts nützen und nur das baare Geld sie von der schmachvollen Escorte zu befreien vermochte.

Nachdem die Angelegenheit beendet, der Herr sich unterthänigst empfohlen hatte, trat Frau von Dannstedt rasch vor Heinrich Adelka hin, reichte ihm bewegt die Hand, indem sie sprach: „Derselbe treue Freund wie einst, und ich Unglückliche wagte auch an Ihnen zu zweifeln! — Können, wollen Sie das vergeben?"

„Nein," antwortete er ruhig, aber sehr ernst.

„Auch dann nicht, Heinrich Adelka," sprach sie weich, „wenn ich hinzufüge, daß es die Erinnerung an Sie gewesen ist, die mich vor Menschenhaß

einzig bewahrt hat, und daß, wenn ich — außer Ihrem guten Onkel — einen Mann der Welt geachtet habe — nur Sie das sind."

„Wen man achtet, gnädigste Frau, dem vertraut man auch."

„Verdammen Sie meine Furcht vor allen Menschen nicht so völlig, bis Sie mich und meine Gründe dafür gehört haben."

„Hätte ich Sie blind verdammen wollen, stände ich jetzt nicht vor Ihnen."

„Was haben Sie? — Sie sind so furchtbar ernst, so kalt wie nie."

„Waren Sie freundlich gegen mich?" antwortete er ausweichend.

„Ich brach einst gänzlich mit vergangener Zeit, — Sie gehörten jener Epoche mit an, die mich hauptsächlich dazu bewog; Sie waren mir demnach fremd, wie Alles, das hinter der dunkeln Grenze liegt. Doch jetzt —"

Sie hielt inne und bot ihm abermals die Hand; er nahm sie nicht und fiel ihr rasch in's Wort, indem er sagte: „Jetzt, gnädige Frau, bleibe ich Ihnen fremd, bis ich Aufschluß über zwei Dinge habe."

Ruhig setzte sie sich in den Sessel und entgegnete einfach: „Ich sagte Ihnen schon vorhin, ich

sei müde, schwach, muß es aber sein, daß sie noch heute nach jenen zwei Sachen fragen — so will ich Sie hören."

Er sah sie forschend an. Die Abspannung war kein Vorwand, man konnte bemerken, sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht; ihm mußte aber viel daran liegen, bald jene Aufschlüsse zu erhalten, denn er sprach ernst: „Seit langen Jahren habe ich nicht viel an Sie gedacht, — wenn es aber war, geschah's mit Freuden, nachdem erst einmal der Schmerz der Erinnerung überwunden; — nie aber dachte ich Ihrer mit Zweifel an Ihr edleres Selbst. — Gingen Sie nun aber heute, — heute fort von hier, ohne daß ich Sie gefragt oder mit Ihnen gesprochen hätte, würde es anders sein! — Entscheiden Sie jetzt selbst, ob wir uns heute sprechen sollen oder nicht."

„Gewiß, wenn es so steht," entgegnete sie kalt, und richtete sich stolz empor. „Ich bedaure nur, daß sie mir dies nicht zuvor gesagt haben, denn von einem Manne, der mich kennt wie Sie, und dann an mir zweifeln kann, würde ich keinen Freundschaftsdienst angenommen haben."

Wie ruhig sie auch im Anfange begonnen, jetzt zitterte die heftigste innere Erregung aus dem Ton und Wort hervor, — eine Erregung, die in Bitter-

keit überging, als sie, heftiger werdend, hinzusetzte: „Büßte ich Ihre Achtung vielleicht ein, wie die so Vieler, weil ich, jung, schön, begabt, wie man mich nannte, einen Mann heirathete, der mein Vater hätte sein können; — denken Sie auch etwa, ich nahm ihn nur aus Berechnung; denn wie hätte ich, die arme Gouvernante, durch andere Motive geleitet werden dürfen.“

Er sah sie ruhig an und erwiederte: „Die Motive habe ich mir heute nicht zu enträthseln gewagt — denn — — — Niemand waren sie wohl peinlicher, wie mir. — Doch nichts davon, und nur die Versicherung: wenn ich auch von Geburt ein Derenfelder bin, so nicht dem Geiste und Sinne nach.“

„Gut!“ sprach sie kalt, „doch was könnte es dann sein, daß Sie an mir zweifeln ließ, dies gerade heute, jetzt thun mußten?“

Sein Gesicht wurde kalt, strenge, als er langsam entgegnete: „Wie sind Sie dazu gekommen, sich als Madame Abraccino den Namen der verstorbenen Leonore von Dannstedt anzueignen, und unter diesem Falsum einen Ehebund mit meinem alten Onkel zu schließen? Jene Leonore von Dannstedt war die Cousine meiner seligen Frau, hieß einst Martha Ellinor Carlisle, heirathete in New-

York — ich war nicht nur bei ihrer Hochzeit, ich stand auch später an ihrem Grabe, denn sie ruht neben meiner Frau.“

Frau von Dannstedt verlor bei dieser Frage Haltung und Fassung, sie bedeckte mit beiden Händen ihr erbleichendes Gesicht; dann sprach sie tonlos: „Unser Begegnen ist Verhängniß — — zum Kampf dagegen bin ich jetzt zu schwach! — Ich frage daher nicht trotzig: „Wollen Sie mich anklagen?“ Ich sage einzig: „Lassen Sie mich rasch wissen, was ich von Ihnen, der dies Geheimniß kennt, — zu hoffen oder — — zu fürchten habe.“

„Das kann ich erst entscheiden, wenn Sie mir auf beide Punkte, die ich mit Ihnen zu erörtern habe, und deren einen ich als Ehrenmann und Neffe meines verstorbenen Onkels erörtern muß, Antwort geben. Ehe ich weiter spreche, die Versicherung: Ich frage nicht, um Sie zu verderben; sondern — in der Hoffnung, Sie vor einem Elend zu bewahren, das früh oder später über Sie hereinbrechen kann und — Sie zu Boden werfen würde, träfe Sie dessen ganze Schwere unvorbereitet und — unschuldig! — Seien Sie also ganz offen, reden Sie ohne jede Scheu mit mir, Kathi — — denn wollte ich auch strenge sein — es

geht nicht — das alte Gefühl siegt in mir, der Glaube an Sie kommt unbewußt wieder, und — — damit Sie nicht erschrecken, setze ich hinzu: Der Freund, der treue Freund steht vor Ihnen, und nicht jener Mann, der Sie so heiß geliebt hat, als Sie noch an unwürdiger Kette schleppten und das Weib jenes elenden Abraccino waren."

Er hielt einen Moment inne; sie erzitterte trotz alles Trostes, den ihr Wort und Stimme gaben, heftig und sah ihn, todtenbleich werdend, mit erstorbenden Blicken an. Er deutete diese so sichtbare Bewegung falsch, schrieb sie jener Angst zu vor einer Leidenschaft, die einst ihr Schmerz, sein Weh gewesen, die aber lange beherrscht war; und er sprach daher ruhig, selbst mit leichtem Lächeln:

„Nannte ich Sie auch eben, wie einst in der Stunde heißer Leidenschaft, „Kathi" — — noch einmal: die Zeit, diese lange Zeit ging nicht spurlos an mir vorüber! — Erschrecken Sie daher vor nichts, klingt auch durch's Neue noch ein Ton der alten Zeit. — Was ich einst nicht gedacht zu erreichen, — was mir unmöglich schien, jene tiefe Leidenschaft meiner ersten Jugend und diese erste heiße Liebe zu Ihnen überwinden zu können, es geschah! — Kam auch langsam jene

..ung, sie kam, und seit Jahren schon ist jener schöne Traum von Glück nicht nur ziemlich vergessen, — selbst bereits ein anderer geträumt. — Sie sehen, ich mach mich nicht besser, als ich bin, und anstatt Ihnen davon zu reden, daß Sie wieder die alte Macht über mein schwaches Herz gewinnen, bin ich so ungalant, die Gegenwart zu übersehen und nur die Vergangenheit vor Sie hinzustellen, die das gebracht, was Sie mir anempfahlen: „Vergessen!" — — — — Hatte ich Sie denn nun aber auch im vollsten Sinne vergessen, so sind doch, wie ich heute in den letzten Stunden nur zu klar erkannt habe, all' jene Erinnerungen an Sie nicht in meiner Seele erloschen, — nur überwuchert worden durch Zeit und Verhältnisse. — Lebendig traten sie wieder an mich heran, nachdem ich Sie sofort an Ihrem Sarge erkannte; — ich dachte jener frohen Zeiten in Paris, wo ich nicht nur das Glück genossen, täglich mit Ihnen zusammen zu sein, — auch jener bösen Zeiten, wo es mir oft gelang, Sie vor den Rohheiten des Bösewichts zu schützen, dessen Gattin sie waren, — — dann auch erinnerte ich mich der Stunde, wo meine heiße Leidenschaft für Sie mich hinriß, ich Ihnen anbot, mit mir zu entfliehen, und wo Sie mir unter so vielen Thränen

gestanden, den Schritt, der Sie schon einmal in's Elend gebracht habe, nie wieder thun zu mögen, und daß Sie entschlossen wären, ein selbstverschuldetes Geschick ertragen zu wollen — ertragen zu müssen. — — Ja, ja, Kathi, an dieses Alles dacht' ich, und auch des Tages nach Jahren, wo wir uns so unvermuthet begegneten und ich Ihnen den Dienst leisten konnte, den Sie einst verschmäht, — wo ich Ihre Kraft gebrochen — Ihren Muth gelähmt fand und Sie mir sagten: „Befreien Sie mich jetzt aus meinem Elend, und ewig will ich Ihnen danken." — — — Hat man nun aber eine Frau so gekannt, wie ich Sie, — diese Frau in den entsetzlichsten Situationen erblickt, in die ein Weib nur durch gewissenloses Handeln eines Mannes gerathen kann, — — hat man sie gebrochen, elend, verzweifelnd gesehen, wie ich Sie oft gefunden, wenn Abraccino seine Gewalt, sein Recht mißbrauchte, — — so würde ich gedacht haben, sei sie frei — endlich frei — da würde sie nie wieder einen Bund schließen, der abermals ihrem Geist eine Fessel anlegt und ihrem Herzen Nichts bietet! — — In der Zeit nun, wo ich Ihre Spur verloren, wähnte ich Sie so frei! — — Heute, heute finde ich statt dessen in Ihnen die Frau, die meinen alten, sechzigjährigen Onkel

geheirathet und nebenbei sich noch der strafbaren Handlung schuldig gemacht, unter anderem Namen diesen Bund zu schließen! — Mußten da nicht wie Blitze die Gedanken meinen Kopf durchkreuzen, warum hat sie das gethan, — was bewog sie, die einst so offene, ehrliche Natur, zu jenem Falsum? — Und warf ich diese Fragen erst einmal auf — war's da nicht natürlich, daß ich sie mir dahin beantwortete, irgend ein dunkles Geheimniß laste auf Ihnen und —"

Er sprang auf — er ging hastig in dem Zimmer auf und nieder, blieb dann vor ihr stehen, die bleich, mit geschlossenen Augen in dem Sessel lehnte. Er würde vielleicht gedacht haben, sie sei ohnmächtig, so blaß sah sie aus, wenn er nicht bemerkt hätte, wie Thränen durch die Wimpern drangen und durch die Züge Weh und Qual zuckte.

„Sprechen Sie, Kathi!" bat er weich und erfaßte flehend ihre Hände.

„Können Sie mir nicht glauben, ohne daß ich Beweise gebe?" fragte sie leise.

„Und wenn ich's auch könnte, Kathi, — ich dürfte es nicht. Etwas ist vorgefallen, was mich veranlaßt, fragen zu müssen. — Denken Sie aber nicht, kleinliche Rache treibt mich; — unwürdiger

Haß — weil Sie mich verschmäht haben, und meine Liebe — sei das Motiv meines jetzigen Handelns, in die Gründe einzudringen, die Sie bewogen haben, sich Leonore von Dannstedt zu nennen und — jenen alten Banquier zu heirathen."

Sie erhob sich, sah ihn offen und ehrlich an, und rief im Ton der Wahrheit und der unumstößlichen Ueberzeugung: „Nie — nie, Heinrich Adelka, würde ich bei Ihnen ein unedles Motiv voraussetzen! Wohl kannte ich Sie als heiß und leidenschaftlich, doch nie als böse oder schlecht, wie doch so Viele sich mir in jener Zeit des Unglücks zeigten, und wo auch Alle, die vorgaben, mich retten und befreien zu wollen — oder als meine Beschützer auftraten, mich dennoch zu verderben trachteten. Herzen boten sich mir immer — eine starke Hand, ein edler Geist, nur einmal in Ihnen. — Was ich gelitten habe, gerade Sie damals zurückweisen zu müssen — ahnten Sie nie, denn — liebte ich je Jemand aus tiefster Tiefe meiner Seele — so waren Sie es — Sie allein!" —

Frau von Dannstedt trat nach diesen Worten rasch von Dem zurück, der sie aufleuchtenden Blicks anschaute — setzte ruhiger hinzu: „Nehmen wir wieder Platz, Heinrich, denn — außer den Erinnerungen überwältigt mich körperliche Schwäche,

und was ich Ihnen zu sagen habe, ist lang — ist schwer."

„So sprechen Sie heute nicht mehr!" bat er und faßte ihre Hand.

„Es muß sein, denn morgen habe ich Anderes vor, und mich treibt's auch nun, Ihnen Alles zu sagen."

Trotz dieser Worte machte sie lange Pause, in ihren Zügen kämpfte Schmerz und Verzweifeln, als sie jetzt neben ihm im Sopha saß — immer reden wollte, und es doch war, als wenn sie nicht sprechen konnte. Er erleichterte ihr das Geständniß plötzlich durch einige Worte — — Worte, die sie mit Glück erfüllten und mit Muth beginnen ließen:

„Die verkehrte Art, wie wir Mädchen vornehmer Familie oft erzogen werden, will ich nicht weiter berühren, weil Jeder aus eigener Anschauung im Leben erkennen und erfahren kann, daß da Fehler stattfinden, die oft das Unglück unseres späteren Lebens sind. — Im sechzehnten Jahre verlobte man mich mit einem deutschen Landedelmann, und ohne Zweifel würde ich ihn geheirathet haben und ähnlich glücklich in behüteten Verhältnissen geworden sein, wie meine Schwester Nadine Arnstein es war, wenn meine lebhafte

Phantasie nicht schon frühzeitig ungesunde Nahrung durch verderbliche Lectüre erhalten hätte. Ich las gern, und die französische Kammerfrau meiner Mutter war es, die mich mit Büchern aufregendsten Inhalts versorgte. Als nun Carlo Abraccino mir zuerst in einem Concert in Paris, dann vielfach in den Gesellschaften begegnete, stattete meine Phantasie sein Inneres nach den Helden aus, die ich in jenen Büchern bewundert hatte und denen Baron Hamerau, mein Verlobter, sehr wenig glich. Abraccino's wunderbare Schönheit vervollständigte den Sieg über meine geringe Vernunft. Von ihm endlich losgerissen, inmitten kalter Winterszeit aus Paris auf ein deutsches Landgut versetzt, da mich zum sterben langweilend, wo Oper, Bälle und Soiréen fehlten und wo man nur die Gutsgeschäfte besprach, selbstgesponnenes Leinen nähte, und zur Erholung in dem Kalender las, — da traf plötzlich ein im Geheimen mir gebrachter Brief Abraccino's, der mir gefolgt war und in einem Städtchen in der Nähe weilte, mich wie ein Sonnenstrahl. — Erst einmal wieder unter den Einfluß seiner Person, erlag ich bald dem ganzen sinnverwirrenden Zauber seines Wesens, der ihm in glücklichen Stunden so eigen war und von dem Sie ja auch einmal sagten, er sei un=

widerstehlich. Ich glaube, ich machte es ihm ziemlich leicht, mich den Verhältnissen einer gesicherten Existenz zu entreißen, — ich war verblendet, thöricht, jung und unerfahren; — er leichtsinnig und gewissenlos, und so schleuderte er mich denn, zum Dank für meine Liebe, für alle Opfer, die ich ihm gebracht, in jene offene Wogenbrandung höchster Schmach und namenlosen Elends! — Ich kann Ihnen nur noch das über jenes furchtbare Geschick sagen: „Abraccino war bereits verheirathet, als er sich um meine Liebe bewarb, als er mich aus geschützten Verhältnissen von allen Verwandten — von meinem Verlobten losriß. — Er lachte — als ich dem Wahnsinn fast nahe war. — Genug — ich hatte geglaubt — er hatte mich betrogen; — er nahm die Sache leicht — ich schwer, und unser Leben war entsetzlich. — Wie ich nun aber auch durch seinen Betrug, seine Heftigkeit, ja Rohheit litt, am meisten doch immer durch den Gedanken, mir mein Elend selbst, in Thorheit und Blindheit, bereitet zu haben. — Endlich konnte ich es nicht mehr ertragen — in der Zeit begegneten Sie mir wieder; — Sie halfen mir, ihm zu entfliehen, und der Mann meiner Schwester Nadine befreite mich vollends von dem Joch und der Sclaverei. — Ihnen konnte ich damals den

wahren Sachverhalt nicht verrathen; — ich war zu glücklich, daß Sie mich liebten, und wollte eher von Ihnen auf ewig getrennt — denn eine Secunde von Ihnen verachtet sein! Mit welcher Standhaftigkeit, mit welchem Muthe ich auch nach Außen hin, vor den Augen der großen Menge, mein Elend, meine Schmach verborgen habe, nie besaß ich die Energie, der öffentlichen Meinung derartig zu trotzen, um das auch noch in Geduld hinnehmen zu können, daß sie den Stein auf mich warf. — Dies Ehrgefühl, das Sie falsch bezeichnen mögen, war Abraccino's Hauptwaffe gegen mich. Dies falsche Ehrgefühl war's auch, das mich antrieb, nach neuer ehrenhafter Stellung in der Welt zu ringen und — unbescholtenen Namen zu bekommen. — Eine frühere Gouvernante unseres Hauses, der ich manchen Dienst in Paris erwiesen hatte, verhalf mir dazu! — Sie gab mir die Papiere ihrer Schwägerin; — ich kam dann als Lehrerin in das Haus ihres Onkels, — ich dankte Gott, als er mir seine Hand bot, und ich war vollkommen zufrieden mit meinem Loose. — Da führte der Unstern meines Lebens einen Lieutenant von Dannstedt nach Derenfelde und als Einquartierung zu uns — man hielt ihn für meinen Verwandten — er fragte, er forschte, und

bald hatte er erfahren, was auch Sie wissen, Martha Leonore Carlisle, die Frau eines Namensvetters, war todt! — Nun begann er mich zu quälen, — mich, die er geliebt, wie er behauptete, nachdem er mich gesehen hatte. Zum Glück war er neben all' seinem Leichtsinn ein guter Mensch, wohl ein schwacher, aber kein böser Charakter — er ließ sich leiten! — Möglich, daß ich Unrecht that, ich lenkte aber seine Aufmerksamkeit auf Helene — denn ich wollte um jeden Preis Ruhe haben. — Dieser anfängliche Wunsch, durch Helene von ihm befreit zu werden, nahm die Gestalt eines Planes an, als ich erkannte, sie hatte sich in einen jungen Mann verliebt, der Maler werden wollte. — Was Niemand ahnte und noch ahnt, was sie damals kaum wußte, war mir bald kein Geheimniß mehr. Daß ich nur mit Schreck daran dachte, sie, dies liebliche Geschöpf, einem Irrwahn verfallen zu sehen — sie, die in so behüteten Verhältnissen aufgewachsen, in die beweglichen Wellen eines Künstlerlebens geschleudert zu wissen; — Sie, Heinrich, werden mir glauben, daß mich der Gedanke mehr und mehr beängstigte. Dazu hörte ich Mehreres, von glaubwürdiger Person, über diesen angehenden Maler; ich hörte, wie er meine Schwester Vera liebte — oder viel-

mehr verliebt in sie gewesen, und als ich ihn Tag um Tag in den Stunden an einem Fenster gewahrte, wo er Helene im Garten sehen konnte, brachte mir das nicht eben sonderliche Begriffe von seiner Treue und Charakterfestigkeit bei, da schien sie mir in Dannstedt's Hand in besserer und sicherer. Späterhin fiel noch ein anderer Umstand ausschlaggebend in die Wagschale meiner Pläne. Jemand — nie habe ich in Erfahrung bringen können, wer's in Derenfelde war, und aus Derenfelde mußte es Jemand sein, da der Brief durch die Stadtpost an mich kam — verlangte von mir in einem anonymen Schreiben ihre Verlobung mit Dem, der für meinen Vetter galt. Mein Mann war für die Partie leicht zu bestimmen, denn er that Alles, was ich wollte, und endlich war Helene Dannstedt's Braut, und ich — befreit von ihm."

„So liebte sie ihn nicht."

„Nie! — Sie gab ihr Wort theils, weil ich sie gebeten hatte — theils, weil sie vielleicht wie Viele glaubte, ich liebe Theodor von Dannstedt — ihn, den ich einzig fürchtete."

„Arme Kathi!" rief Heinrich mitleidsvoll.

„Ach ja, Heinrich, — zu beklagen war ich, — ich hatte so aus vollster Seele Gott gedankt, ge-

borgen in einem stillen Hafen zu sein, und da kam von Neuem der Sturm und riß mich in die Wogen. Was war aber erst jene Qual gegen das spätere Leid, als Helene nach dem Tode ihres Vaters ihre Verlobung löste und nun Dannstedt sich um mich bewarb. — Was sollte ich thun? — Ich war in seinen Händen, und jenen in ihm liegenden Edelmuth verdrängte theils stets seine mächtig aufflammende Leidenschaft für mich — theils — das Gewicht seiner Schuldenmasse. Gern hätte ich sein Schweigen mir einzig mit Geld erkauft, da ich ja nicht nur reich — unendlich reich durch das seltsame Testament meines Gatten geworden war, sondern noch reicher gerade in der Zeit durch die Erbschaft meiner Tante wurde, welche mich unter all' ihren Verwandten auserwählt hatte, Erbe ihres Vermögens zu werden. Das Geld hat Graf Arnstein in Verwaltung, mit einem Theil desselben wurde jenes Gut angekauft, auf dem ich größtentheils die letzten Jahre lebte. — Dannstedt war mit Geld indessen nicht allein zufrieden, er wollte auch mich, und so wurde ich denn seine Frau! — Entsetzliches Loos, an der Seite eines ungeliebten Mannes zu leben. — — Nichts mehr davon — ich bin ja jetzt frei."

Sie athmete tief und schwer, und fuhr dann fort: „Sagte Ihnen Ihr Vater, daß er im Duell gestorben ist?“

„Ja!“

„Sein Gegner war — Abraccino, — auch er ist todt! — Ermessen Sie die ganze Tiefe meines Elends, als ich vor einigen Wochen diesem schönen Carlo in Homburg begegnete. Schon ungern war ich in ein so belebtes Bad gereist — Dannstedt bestand darauf — ich hatte ihn begleiten müssen! — Er war in dem letzten Jahre leidenschaftlicher Spieler geworden. War ich mit ihm zusammen, mäßigte er sich. In Homburg spielte er aber auch, traf dort mit Abraccino zusammen, und ich glaube noch immer, jener suchte Streit mit ihm aus unedelsten Gründen. — Wie ich auch Dannstedt bat, nun abzureisen, zu entfliehen — er that es nicht. Eines Abends ging er fort, kehrte Nachts nicht wieder, und erst am Mittag folgenden Tages erhielt ich die Nachricht, daß er ein Duell mit Abraccino in dem kleinen Dorfe unweit Homburg gehabt, jener todt, er lebensgefährlich verwundet sei. — Ich eilte zu ihm — drei Tage später starb er. — Seit längerer Zeit selbst unwohl, brach dieser letzte Sturm meine Kraft, und Wochen lang war ich schwer krank. Kaum gene=

sen, präsentirte man mir Wechsel über Wechsel, Rechnungen von allen Seiten — diese Verhältnisse führten mich heute zu Ihrem Vater. — Sie hier zu finden erwartete ich nicht, Sie waren überall, nur nie in Deutschland; doch da ich Sie nun gefunden, und so, wie sie stets waren, so erwarte ich das, was Sie andeuteten, nur mit Spannung, nicht mit Angst. Mein Loos in Ihrer Hand, kann sich nicht schlimm gestalten."

„Dank für dies letzte Wort und — mag's das letzte heute bleiben."

„Wie — Sie wollten nun das Andere nicht erörtern?"

„Heute nicht mehr — ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt."

„Unschuld? — Sollte ich Anderes, Schlimmes, Böses gethan haben?" rief sie auffahrend, „und Sie haben das geglaubt? Ja — ja! — läugnen Sie es nicht — Sie hatten mindestens Verdacht. — In Ihnen hat das Gift heut' nachgewirkt, mit dem man mich in Derenfelde bespritzte, — ein Tropfen ist in Ihre Seele gefallen und hat etwas — wenn auch nicht vollständig — jenes klare Bild getrübt, das Sie einst von mir besaßen! — Sie sagten vorhin, Sie wären nicht Derenfelder dem Kopf und Herzen nach, und — Sie waren's

mir gegenüber doch dem Geist nach. Seit den Stunden, wo Sie mich heut' wiedergesehen, haben Sie mich beurtheilt, wie man in Kaufmannsstädten meistens über Damen urtheilt, die nicht nur schön, auch von Stande sind, und voll Spott und Hohn „die Aristokraten" genannt werden oder „die Vornehmen" heißen. Thun solche nur dasselbe, was alle Frauen der Stadt gethan, und was sie selbst ihren Kindern als erste Lebensregel anerziehen, nämlich: „In guter Partie ein Glück zu sehen und Reichthum hoch zu schätzen," — so sind diese Vornehmen nur deshalb „verdammenswerth." Ich war als arme Gouvernante in das Haus Ihres alten Onkels gekommen — ging ich arm wieder fort, so war ich gut und brav in den Augen aller Derenfelder; — weil ich reich wurde, mußte ich nothgedrungen auch schlecht sein, denn Geld — dies Geld, um das sich jener Fabrikanten Tag- und Nachtgedanke dreht, das — wenn es ihnen zufällt, — „Segen" heißt, der ihrer Müh' und Arbeit folgt — oder „Segen", der, von Gott gespendet, edeln, guten Menschen wird, dasselbe Geld — der gleiche Mammon, erhält in ihren Augen eine total andere Physiognomie, wenn er in Händen von Aristokraten ist, — in Händen von uns Adeligen, deren Seele, nach Ansicht all'

der Leute, so entfernt von jedem Adel ist, wie nahe er ihrem Namen steht.“

Sie hielt in heftigster Aufregung inne. Heinrich Adelka betrachtete lächelnd ihr flammend Aug', des Mundes bittern Zug, die stolze Stirn, und rief in bester Laune:

„Gnädigste Frau, ich würde nicht gelitten haben, daß Sie sich über uns arme Kaufleute so ereifert und den Damen Derenfeldes die hohe Ehre angethan hätten, sich über sie noch jetzt so zu ärgern, wenn jedes Ihrer Worte mir nicht von Herzen wohlgethan, und ich aus allen Angriffen und Tadel nicht von Neuem die Erkenntniß gewonnen, daß Sie einer niederen Berechnung und Ihrer unwürdigen Handlung jetzt eben so fern stehen, wie einst in früher Jugend.“

„Zweifelten Sie denn daran?“ rief sie aufspringend.

„Erörtern wir das morgen — das ist der zweite Punkt.“

„Morgen? — Nein, denn wenn in der Beziehung Schatten auf mir liegt, will ich es heut' noch wissen.“

„Sagen Sie „lag“, und das auch nur auf Secunden.“

„Gut! — Reden Sie, ich bitte, — Ursache

muß da sein, sonst würden Schatten selbst bei Ihnen nicht auf Secunden erschienen sein."

„Stählen Sie aber Ihre Nerven, Kathi; — die Sache ist nicht leicht!"

„Das Schicksal stählte diese, Heinrich!" entgegnete sie ruhig, und nahm von Neuem ihm gegenüber Platz.

Er sah sie traurig an und sprach ernst: „Während meines letzten Aufenthalts in Florenz sah ich in einem Kaffeehause eine schöne Frau am Arme eines Mannes eintreten, die mir Beide auffielen. Sie wegen einer großen Aehnlichkeit mit Ihnen — er schön und stolz zugleich, ein echter deutscher Edelmann. Noch darin begriffen, Beide zu betrachten und darüber nachzudenken, ob das Ihre Schwester, Fürstin Vera, er ein Graf Arnstein sei, den ich in Asien vor Jahren flüchtig kennen gelernt hatte, in diesem Augenblicke waren Beide von einem Menschen angefallen, wie von einem tollen Hunde. — Ich setze gleich hinzu, um Sie nicht zu erschrecken, der Mann ergab sich bald als Irrsinniger, als Einer jener Sorte, die durch Trunk um den Verstand gekommen sind. — Seine Reden, die er ausstieß, waren wirr und dunkel, doch laut, — so daß sie hin in alle Winkel tönten. Es war ein Deutscher, und in deutscher

Sprache schleuderte er der schönen Frau die Worte zu: „Das Geld kommt Ihnen Alles doch nicht zu! — Das erste Testament ist gültig, und habe ich mich nur erst wieder auf den Namen der kleinen Fabrikstadt besonnen, reise ich hin, zeige an, daß noch ein Testament da ist, und dann müssen Sie das Geld mit den beiden anderen Kindern theilen!" Dies war nun ungefähr der Inhalt, den er wild und leidenschaftlich zehnmal wiederholte, — indem er stets dazwischen fragte: „Wie hießen Sie doch damals — es war auch sein Name, — wie hieß die Stadt, in der Sie lebten? — O, ich sterbe fast vor Pein, daß ich's vergessen habe." — — Sie mögen sich das Entsetzen der Dame und des Herrn, den Schreck der ganzen versammelten Gesellschaft denken, die doch zum Theil das Wort, den Sinn verstand, und ihre Schlüsse zog. Ich und mit mir noch einige andere Deutsche eilten der Bedrängten zu Hülfe, und der Herr, der sich in der That als Graf Benno von Arnstein legitimirte, verlangte ruhig nach der Polizei, die dann auch kam. — Wir hörten, daß der Mann ihnen vor Kurzem eine ähnliche Scene bereitet, daß er ihnen aber als ein Irrsinniger bezeichnet worden, der zu ungefährlich, um ihn immer in Haft zu halten, und daß

es als ein Unglück zu betrachten, Beiden hier abermals begegnet zu sein. Graf Arnstein hatte zum Glück jene gerichtliche Bescheinigung bei sich, die er damals nach beendeter Untersuchung und Legitimirung seiner Verhältnisse, und namentlich derer, in welchen seine Gemahlin gelebt, von der Behörde erhalten hatte. Diese Bescheinigung war hinreichend, ihn und die Dame von jedem Verdachte zu befreien. Er besaß außerdem noch ein Schreiben der Gesandtschaft, in welchem von Personen, die Graf Arnstein und seine Gemahlin genau kannten, angegeben war, daß Beider Verhältnisse ganz anderer Art wären, wie jener Irre angedeutet hätte, und daß keiner von ihnen Beiden in irgend einer Weise mit einem Testamente in Verbindung stände, wo Kinder benachtheiligt wären, oder wo von Kindern überhaupt die Rede sei. — Aus diesem Schreiben ersah ich, was ich vermuthet hatte, daß Gräfin Arnstein Ihre Schwester Vera, die einstige Fürstin Surowieff war, von der Sie mir in Paris so oft erzählt. Meine ganz arglose Frage nach Ihnen, gnädigste Frau, erregte bei Ihrer Frau Schwester die heftigste innere Gemüthsbewegung, und sie rief mir mit todtenbleichem Gesichte leise zu: Ich bitte Sie um Gottes willen, sagen Sie vor Allem nie zu Je=

mand, daß ich außer Nadine noch eine Schwester habe, die mir so ähnlich sieht, und bedenken Sie, welcher Argwohn dann durch diesen Verrückten auf Kathi fallen könnte!" —

Frau von Dannstedt, die bis dahin mit athemloser Spannung den Worten Heinrich Adelka's gefolgt war, stieß jetzt einen Schrei aus, und setzte mit einem Ausdruck von Todespein in all' ihren lebendigen Zügen hinzu: „Mein Gott, mein Gott, wie könnte ich von solchem Verdacht mich reinigen, wenn er auf mich fiele; denn auf jenes Testament Ihres Onkels könnte die Aeußerung des Irrsinnigen in Bezug der beiden Kinder passen!"

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau," bat Heinrich Adelka, — „aber verdammen Sie nun auch mich nicht, daß nicht allein damals, nach den Worten Ihrer Schwester Vera, ein flüchtiger Verdacht durch meine Seele zuckte, der Sie traf, von der ich dann noch hörte, „daß Sie verschollen wären," — nein, auch das müssen Sie verzeihen, nachdem ich heute von meines Vaters alter Dienerin, die mein Kind pflegte, die Worte vernahm: „Die verschleierte fremde Dame war Frau Leonore Adelka," und als ich Sie — Sie, gnädige Frau, dann in dieser Leonore Adelka erkannte, — mir

faſt die Sinne ſchwanden beim Gedanken an jene Scene in Florenz!" —

Obſchon Heinrich Adelka Frau von Dannſtedt gebeten, ruhig zu ſein, war er's ſelbſt nicht mehr, und in einer Aufregung, deren man ihn, nach ſeiner äußeren Kälte zu urtheilen, nie fähig gehalten, ſetzte er hinzu:

„Was mußte ich nun von Ihnen denken, die ſchon den Namen einer Todten angenommen hat, die für ihre Familie, für alle ehemaligen Freunde und Bekannte verſchollen war, und unter dieſem fremden Namen in kleiner Stadt erſt als Erzieherin gelebt, — dann meine Tante geworden war, und ſichtbarlich vermied, mich wieder zu erkennen."

„Ja — ja, der Schein war gegen mich; — doch nun?"

„Sie ſtehen rein da."

„Und thät ich's nicht, ſo könnte etwas für mich zeugen!" rief Frau von Dannſtedt mit aufleuchtendem Blick; „ich werde nun ſo bald wie möglich morgen mit Helenen reden, die damals mich voll Stolz zurückwies, die nur den Willen ihres Vaters geehrt ſehen wollte, und auf ſtrengſte Erfüllung des Wortlauts drang. Dies, was ich dennoch that, kann mindeſtens für meine beſte Abſicht zeu=

gen, wenn der Verdacht von anderer Seite an mich herantreten sollte, denn ich habe mein Testament sofort gemacht, nachdem das meines verstorbenen Mannes in Kraft getreten war und, indem ich in diesem Testamente die Adelka'schen Kinder alle zu gleichen Theilen bedachte, gab ich ihnen mehr von dem mir gehörenden Erbe meiner Tante, als ich je durch ihren Vater empfangen habe."

„O, das ist gut, das ist gut!" rief Heinrich erfreut, „das muß den Böswilligsten zum Schweigen bringen, im Fall die Sache noch einmal in die Oeffentlichkeit gelangt."

„Und ist das möglich?" fragte sie von Neuem beängstigt.

„Was wäre unmöglich?" rief er lachend, setzte aber ernster hinzu: „Unter den Personen, die der Scene in Florenz beiwohnten, war ein deutscher Maler, Rudolf Seeberg, ein Bekannter Ihrer Frau Schwester, wie mir schien, und von dem ich auch hörte, daß er, der sehr bekannt in Florenz war, viel gethan, um Graf Arnstein und dessen Gemahlin mit von jenem dunkeln Verdachte zu befreien, den der Irrsinnige durch seine erste Anklage bereits auf Beide geworfen hatte. Ich besuchte ihn in Folge dieses Vorfalls, und er legte mir einige sonderbare Fragen in Betreff der Frau

meines verstorbenen Onkels vor, — also in Betreff Ihrer. Er fragte auch, ob ich Sie kenne, und erzählte mir dann, wie einige Mädchen aus der Werneck'schen Zeichenstunde von Ihnen gesprochen hätten, und zwar bei Gelegenheit eines Bildes, das er von Fürstin Vera Surowieff gemacht, und das jene bei seinem Onkel gesehen, dem er es mitgebracht habe. Ich konnte ihm keine Auskunft über Sie geben, und er brach dann auch das Gespräch ab. — Heute nun, nachdem ich Sie gesehen und gehört hatte, Sie — Sie waren die Frau meines Onkels gewesen, da erinnerte ich mich jener Fragen des Malers, und wie diese mich doch bewogen, ihn noch einmal aufzusuchen. Er hatte Florenz bereits wieder verlassen; ich sah, ich hörte nichts wieder von ihm, aber er weiß doch um diese Geschichte, und täuscht mich nicht meine Vermuthung, so ist es derselbe Künstler, von dem Sie vorhin andeuteten, Helene hätte ihn geliebt."

„Er ist's!" rief sie lebhaft, und setzte düster hinzu: „Nun weiß ich mir auch das unangenehme Gefühl zu erklären, das mich beschlichen hat, als ich ihn sah und Helenens Wohlgefallen an ihm bemerkte. Es war Vorahnung kommenden Unglücks!"

„Sie — Sie abergläubisch!" sprach er lachend,

„das dulde ich nicht, dulde es um so weniger, als jener Seeberg ein Mensch zu sein scheint von edlem Charakter, ein Mann, der überall das höchste Lob genoß. Niederer Anklage würde er nie fähig sein."

„Das wäre gut; indessen, Sie wissen, ich traue den Menschen im Ganzen nicht mehr viel."

„Auch das wäre Unrecht, Kathi!" sprach er vorwurfsvoll, „denn betrügt uns Einer, ist darum noch nicht die ganze Welt schlecht."

„Das sicher nicht!" entgegnete sie mit einem ihrer tiefsten, schönsten Blicke, „indessen —"

„Kein „indessen" und kein „aber," nachdem Ihre Augen mir mindestens ein voll Vertrauen verheißen. Sie riskiren sonst, daß ich Ihnen heute schon sage, was Sie erst binnen Jahr und Tag hören sollen, daß ich Sie gründlich in die Cur nehmen muß, um Sie von allem Wahn und jedem Vorurtheil zu heilen."

„Ich bin zu derartigem Lernen zu alt, ich zähle volle vierunddreißig Jahre!" sagte sie ausweichend und unter einem Erröthen, das sie jung machte und sehr lieblich erscheinen ließ.

„Heute streite ich nicht mehr mit Ihnen," antwortete er lächelnd und sehr ruhig, „Sie sind müde, abgespannt; außerdem bin ich noch besserer Kauf-

mann, wie einst — das Geschäft geht demnach vor. Können, wollen Sie noch hören, was ich für einen Plan in Betreff des Testaments habe, von welchem jener Irre sprach?"

„Ja, denn ich bin ganz belebt und aufgeregt durch die unselige Geschichte."

Er sah in ihre leuchtenden Augen, auf ihre dunkel gefärbten Wangen — gern hätte er gefragt: „Nur dadurch?" Jedoch er unterließ es, denn Heinrich Adelka gehörte zu den Menschen, die warten können, und so sagte er einzig: „Wissen Sie, daß Ihre Schwester Vera und Graf Arnstein in Ems sind?"

„Nein! — O — wie mich das freut, und gleich will ich noch zu ihr!"

„Hören Sie mich erst an und meinen Plan! Ich möchte nämlich vorbauen, daß Ihnen keine Ungelegenheiten aus den Reden des Irrsinnigen erwachsen, die mindestens auf lange Ihre Ruhe stören würden."

„Kann man dagegen etwas thun, das zu verhindern?" — rief Frau von Dannstedt lebhaft.

„Ich hoffe es!" entgegnete er ruhig, und reihte daran jenen Plan, der ihm vor einer Stunde schon, als er mit seinem Vater sprach, als gut erschienen war. Sie hörte ihm aufmerksam zu,

stimmte ihm in Allem bei, und rief, nachdem er schwieg:

„Ich fürchtete Sie, — als ich Sie so unvermuthet wieder fand! — jetzt — hoffe ich auf Sie! In Ihre Hand, Heinrich Adelka, lege ich die Ehre unserer Namen. Was Sie gebieten, werde ich thun — will nicht nur blindlings Ihrem Rathe folgen, nein, ich sage es frei und offen, Ihnen folg' ich gern in Allem, denn Sie sind ein erprobter Freund, aus alter — wenn auch nicht guter Zeit."

Siebentes Kapitel.

Die letzten Astern blühten im Garten der Consistorialräthin Seeberg in O..dorf, und die Linden vor ihrem kleinen Hause begannen sich braun zu färben; ein rauher Wind trat mit den warmen Sonnenstrahlen in Kampf, welche dem Herbst sein Reich noch streitig machen wollten und entfernte schonungslos von Büschen und Bäumen des Sommers Schmuck, der sich bereits in sein Sterbekleid gehüllt, — und trieb welke Blüthen, gelbe Blätter noch einmal durch die blaue Luft, bevor er sie zur ew'gen Ruh' am feuchten Boden bettete.

Die Consistorialräthin Seeberg sah in diesem Jahre den Herbst mit ganz besonderer Wehmuth tief und tiefer einbrechen, denn sein Ende drohte ihr auf's Neue, den geliebten ältesten Sohn zu entführen, der seit fast zwei Monaten bei ihr zum Besuche war.

Rudolph Seeberg hatte die ganzen letzten Jahre in Italien verlebt, und sich einzig in der Zeit den ernstesten Studien seines neuen Berufes gewidmet. Seine Carrière war auch nun von Neuem angebahnt und zur befriedigendsten Lösung gelangt. Er hatte zur unbeschreiblichsten Freude seiner alten Mutter in der Residenz seines Vaterlandes einen Posten als Professor erhalten, mit dem sich das Directoriat einer Kunstakademie verband. — Der geliebte Sohn war ihr nun wieder erreichbar; er war der Mutter so zu sagen zurückgegeben, da sie bei der andauernden Trennung von ihm und bei seinem langjährigen Aufenthalte im Auslande, mehr und mehr der traurigen Befürchtung Raum gegeben hatte: ihn nie wiederzusehen.

Ob Rudolf Seeberg's Freude, „seine Bestrebungen zu so befriedigender Lösung gelangt zu sehen," nicht noch die seiner Mutter übertraf, — wir wollen die Entscheidung dem Leser selbst überlassen, und nur sagen, daß — wenn er auf Burg Stein nicht jene Nachrichten über Helene Adelka erhalten, — sie selbst dort nicht wiedergesehen, — er schwerlich jenen Schritt gethan haben würde, um zu jener Stellung zu gelangen, zu der er sich bei ihrer Erledigung schon von Rom aus vor Jahresfrist gemeldet hatte. — Der Schritt bestand

in der Bitte an den Minister, der einst sein Denunciant in Arnstein gewesen, ihm seine Befürwortung zu Theil werden zu lassen. — Seeberg bot sich die glückliche Gelegenheit, dieses indirect, durch Graf Arnstein, erreichen zu können, und er ergriff dieselbe rasch und entschlossen, nachdem er Helene Adelka auf Burg Stein wiedergesehen und in seinen Armen gehalten hatte, — nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß sie unverheirathet und er ihr nicht gleichgültig war. Ohne unserem jungen Herrn Professor zu nahe zu treten, dürfen wir kühn behaupten, daß seine einstmalige flüchtige Neigung für das kaum erblühte Mädchen sich zu einer Art von Leidenschaft gesteigert, nachdem er sie so unerwartet wiedergefunden und, durch Verhältnisse begünstigt, ihr so nah' getreten war, wie er nie zu hoffen berechtigt gewesen. Ihr reizendes Aeußere hatte ihn von Neuem entzückt, der Zauber ihrer echt weiblichen Erscheinung eine größere Gewalt denn einst auf ihn ausgeübt, und er sah nach diesem Wiederfinden das Morgenroth jenes ersehnten Ostermorgens anbrechen, von dem er gehofft, daß er dem Charfreitage seines Lebens folgen würde.

Sicherlich hätte sich Seeberg schon in Ems der jungen Moorenfürstin genähert, wenn er nicht Fürstin Vera am selben Curplatze gewußt, und

nicht auch die heimliche Hoffnung gehegt, daß, warte er nur einige Zeit, er sich dann der, die schon seit Kindheit einen Titel trug, ebenfalls mit einem wohlklingenden Titel vorstellen lassen könnte. Dieser Titel konnte ihr zugleich Bürge sein, daß er die Jahre der Trennung nicht ungenützt hatte vorübergehen lassen, sondern mit männlichem Muthe widrige Verhältnisse besiegt und durch ernstes Streben dem Leben eine seiner Glücks-chancen abgewonnen habe.

Rudolf Seeberg verließ daher das Lahnthal, ohne Helene Adelka wiedergesehen zu haben. Bei seiner Mutter hoffte er aber, durch Werneck von ihr zu hören, staunte indessen nicht wenig und ärgerte sich noch mehr, daß sein alter Onkel außer aller Verbindung mit Derenfelde und seinen früheren Schülerinnen stand.

Hätte Seeberg etwas mit dem originellen alten Maler aussöhnen können, ob dieser unverzeihlichen Unkenntniß über alle Vorgänge und Ereignisse in Derenfelde, so — Werneck's warme Theilnahme an seinem emporstrebenden Talente.

Niemand konnte besser über die gesegneten Folgen ernsten Strebens und dauernden Ringens reden, als das alte Original, das sich nach glänzendsten Auspicien bei Beginn seiner Carrière in

kleiner Fabrik- und Handelsstadt niedergelassen und dort volle sechsunddreißig Jahre geblieben war, ohne es zu irgend etwas Bedeutendem zu bringen. Sechs Jahre lebte der alte Maler nun wieder bereits an einem andern Orte, nach welchem er nur auf acht Tage hatte hinreisen wollen, und in O..dorf machte er es wie in Derenfelde: er portraitirte und — behielt die Bilder!

Zufrieden wie einst war Werneck noch jetzt mit jenem Geschick: fort und fort im einfachsten Atelier die reizendsten Gemälde zu erschaffen und die Freude an seinen gelungenen Werken allein oder mit irgend einem Kunstkenner zu genießen. Verdammen wir den bescheidenen alten Mann nicht, daß des Ehrgeizes Gewalten keinen Einfluß auf ihn ausübten, und er in seiner neuen Sphäre nur den einen Plan hatte: wieder nach Derenfelde zurückzukehren und dort von Neuem seine alten Zeichenstunden zu beginnen.

Seine Schwester, die sich so an seine kleinen Seltsamkeiten gewöhnt hatte, und selbst ein wenig stolz darauf war, daß O..dorfs bedeutendste Notabilitäten ihn immer und wieder besuchten und einen „tüchtigen Künstler" nannten — sie verhielt sich jetzt bei den Reiseplänen ihres Bruders schon ruhig. Auch Frau Friederike Meyer, des

alten Malers alte Aufwärterin, die ihm gefolgt war, packte — nachdem sie zweimal vergeblich den Reisekoffer gepackt hatte, nicht wieder, und war entschlossen, wenn ihr Herr in Derenfelde sei, ihm zu folgen. Sie ersparte durch diese weisen Absichten viel Zeit und Mühe, denn der alte Künstler redete alle paar Monate davon, daß er nun nach Derenfelde zurückkehren wolle, unterließ es dann aber immer in Rückerinnerung der einen Reise, die er um kalte Winterszeit mit seinem Neffen Rudolf von Derenfelde nach O..dorf gemacht hatte.

Frau Friederike war mit dem Bleiben in O..dorf ganz einverstanden. Die sanfte Consistorialräthin gefiel ihr gut, noch besser der bequeme Lehnstuhl am warmen Ofen, und außerdem gab ihr Herr keine Zeichenstunde an junge Damen und Kinder, die, wie sie sagte, sich nie die Füße abgeputzt und Stube, Hausflur und Treppe wie eine Derenfelder Straße zugerichtet hätten.

Die Derenfelder hatten sich in den Verlust Frau Friederikens leichter gefunden, als in den ihres alten Originals, und die „alte Zeichenstunde," die uns bekannte muthwillige jugendliche Schaar hatte sogar darauf gedrungen, daß sie ihrem Herrn folgte, der seit zu langer Zeit an

ihre Bedienung gewöhnt gewesen war, um diese — wie Alle annahmen — nicht auf das bitterste zu vermissen.

Frau Friederike war nun eher dazu bereit gewesen, ihm nachzureisen, als Werneck's Liebling, Beppchen, die zahme Eule, nicht zurückkehrte, und ihr lieber Herr, ihrer Ansicht nach, nicht Alles einbüßen durfte, woran er gewöhnt gewesen, weshalb sie sich denn beeilt hatte, ihm zu folgen und einigen Ersatz für jene entflohene Eule zu bieten. —

Frau Friederike ward von Seeberg nun auch nach Nachrichten über Derenfelde ausgeforscht, sie hatte aber in den letzten vier Jahren nichts mehr von dessen Bewohnern gehört; fragte er sie daher nach der Moorenfürstin und ihrem Aufenthalt, erwiederte sie in Rückerinnerung an die Charge, die sie einstmals in Derenfelde bekleidet, wo sie Waschfrau in den Häusern der Honoratioren gewesen war: „Wo jene Moorenfürstin lebt, Herr Seeberg? Wo sollte die anders sein, als in jenem unglücklichen Lande, wo man die Wäsche in einer Weise ruinirt, daß kein Christenmensch sie wieder rein bekommt! — Ich entsinne mich nur noch mit Schrecken der Zeiten, wenn die Mädchen mit der kleinen Helene in's Moor reisten, und mit Strüm-

pfen und Unterröckchen heimkehrten, die kein Chlor und kein Kalk wieder weiß machte."

Fragte Rudolf Seeberg dann, wo dieses Wäsche ruinirende Moor denn eigentlich läge, so schob sie ihre weiße Haube auf ein Ohr und entgegnete: „Das weiß ich nicht, Herr! — Aber einen vertracten Namen hatte der Ort, französisch hieß er und ich behielt ihn nie; — ich hatte auch schon immer genug, wenn ich hörte: „Die Kinder reisen in's Moor!" — Mit dem Namen begnügten sich auch Alle in Derenfelde."

Rudolf Seeberg gehörte nicht zu diesen Genügsamen; er fragte immer und wieder seinen Onkel danach. In Werneck's Erinnerung war aber Schloß Valmeaudans ziemlich versunken; er hatte wohl von der Umänderung des Namens in Wallmohden gehört, das indessen längst vergessen.

Joseph Seeberg, der nun die beste Auskunft dem Bruder seit lange zu geben vermocht, hatte aus Gründen nie die näheren Verhältnisse seines Aufenthalts berührt, nur den Namen der Tante seines Zöglings selbst gegen die Mutter erwähnt und bestimmt, alle Briefe an ihn nach „Frankenthal" zu adressiren, einem Städtchen in der Nähe Wallmohdens.

Als Rudolf Seeberg erfuhr, Helene Adelka

habe in den ersten Jahren der Trennung mit Werneck correspondirt, oder vielmehr an ihn geschrieben, suchte er nach jenen Briefen. — Sie existirten nicht mehr — das alte Original hob nur Bilder auf! — Daß Werneck aber so absonderlich, so verschieden von allen anderen Menschen, dies war für den ewig gut gelaunten Rudolf Seeberg — seit drei Tagen nun „Herr Professor Seeberg" — ein Quell unerschöpflichen Vergnügens während der Zeit in O..dorf. Auch um die Mitte jenes schönen Octobertages, wo wir ihn mit seinem Onkel im Garten vor dem kleinen Hause im Sonnenschein auf und ab wandelnd finden, lacht er herzlich wie einst über den alten originellen Mann und ruft: „Onkel, man hatte doch nicht so unrecht, Dich einen närrischen Kauz zu heißen!"

„Hm — hm!" entgegnete der alte Mann, „weil ich Dir rathe, bei dem neuen Consistorialrath hier Nachrichten über die Moorenfürstin einzuziehen? Das ist doch ganz gute Quelle! — Er heißt Burgen, und ist sicher ein Verwandter der Derenfelder Burgens, die sich fast Alle dem geistlichen Stande widmeten."

„Lieber Onkel, der Mann kommt aber erst in acht Wochen her nach O..dorf."

„So — und Du pressirst also sehr mit den Nachrichten über meinen Liebling, die Moorenfürstin," sprach er unbefangen.

Der junge Professor konnte nicht hindern, daß sein Antlitz bei diesen Worten ein dunkles Roth überströmte. Da seines Onkels Blick gerade fest auf ihm ruhte, war ihm das nicht nur unangenehm, — nein, er sagte auch abwehrend: „Pressiren? warum nicht gar! — Ich hätte nur gern gewußt, ob sie wieder gesund ist; ich sagte Dir ja, wie unwohl ich sie gefunden hatte."

Frau Friederike Meyer trat jetzt in den Garten zu beiden Herren und sagte: „Ich wollte Sie eigentlich zu Tische rufen, aber gehen Sie, Herr Professor, nur erst rasch hinein zu der Frau Mutter. Der Brief, der eben ankam, ist von Herrn Joseph und scheint schlimme Nachrichten zu bringen."

Das Weitere, was die alte Frau hinzusetzte, hörte der Herr Professor gar nicht mehr; — er stürzte förmlich in's Haus, in das uns bekannte Wohnzimmer. Dort raubte ihm der Anblick der todbleichen Mutter so die Sprache, daß er nicht nach Grund und Ursache ihres sichtbaren Leidens forschen konnte, und erst wieder selbst zu vollster Besinnung kam, als Frau Meyer, die ihm so rasch

gefolgt war, wie Gicht und altersschwache Füße ihr nur erlaubten, ausrief:

„Erschrecken Sie nur nicht so sehr, Herr Professor der Königlichen Kunstakademie, — so ist's fast jedesmal, wenn der Herr Joseph — ich wollte sagen, der Herr Candidat schreibt. Diesmal ist er nun krank; — aber beruhigen Sie sich doch, Herr Professor, der Herr Bruder nimmt immer seinen Mund stets ein wenig voll, sowie es sich um seine eigene Person handelt."

Frau Meyer humpelte nach den Worten aus der Stube; sie bemerkte, Niemand achtete auf ihren wohlmeinenden Rath, und der Herr Professor lasen eifrigst die zwei kurzen Briefe, die er seiner Mutter aus der Hand genommen hatte. Um den Herrn Candidaten ängstigte sich Frau Meyer nicht, der war ihr gleichgültig; sie konnte ihn nicht leiden, und seinetwegen sollte des Herrn Gabe, das Essen, das sie wohlschmeckend zubereitet hatte, nicht in der Küche verbrennen. Im Hinausgehen rief sie:

„Länger wie eine halbe Stunde kann das Essen aber nicht warm stehen!"

Der erste Brief, den Rudolf Seeberg las, lautete:

„Ihr Herr Sohn kam schon unwohl aus der

Schweiz zurück, von welcher Reise er Sie sicherlich benachrichtigt hat. Er klagte mindestens stets über starke Kopfschmerzen und Mattigkeit, wenn ich, veranlaßt durch sein leidendes Aussehen, fragte, ob er krank sei. Vorgestern brach nun ein Fieber bei ihm aus, das der Arzt für ein Nervenfieber erklärt, von dem er aber noch nicht bestimmen kann, ob es gefährliche Wendung nimmt oder nicht. Er ist hier in der besten Pflege, da auch meine Nichte, auf die Nachricht seines Unwohlseins, sofort hieher geeilt ist, um mich zu unterstützen; sollten jedoch Sie wünschen, selbst die Pflege Ihres Herrn Sohnes zu übernehmen oder zu leiten, so bitten wir Sie inständigst, so bald es Ihnen genehm ist, zu kommen, und versichert zu sein, uns durch Ihre Anwesenheit die größte Beruhigung zu gewähren.

Einliegender Brief fand sich auf dem Schreibtische Ihres Herrn Sohnes vor. Ich sende ihn mit, da er vielleicht von Wichtigkeit ist und Ihr Hieherkommen entscheidet.

Wollen Sie mich durch einige Zeilen von Ihrer etwaigen Ankunft benachrichtigen, so soll unser Wagen Sie in Frankenthal erwarten, wo die Post Dienstags eintrifft, und im Fall Sie bis zu jenem Tage noch nicht dort sein könnten, so bitten wir

nur um kurze Notiz, damit Sie dann der Wagen an dem Tage abholt, den Sie bestimmen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Regine Dondorf.

Wallmohden bei Frankenthal, den 8. October."

Der in diesem Schreiben eingeschlossene Brief Joseph Seeberg's enthielt nur die Worte:

„Den 4. October.

Längst hätte ich Dir, geliebteste der Mütter, Nachricht gegeben, wenn ich Dir Anderes — als Trauriges hätte schreiben können! — Sie beharrt bei ihrer Behauptung, mich nie geliebt zu haben! — Sie widerspricht dadurch all' den zahllosen Beweisen ihrer Neigung, die sie mir durch fast achtzehn Monate Tag für Tag gegeben hat! — Sie behauptet auch jetzt, nur aus freundschaftlicher Theilnahme und — nicht aus liebender Besorgniß gekommen zu sein — trotzdem sie mit Extrapost hieher eilte, als ihre Tante ihr mein Unwohlsein gemeldet hat!

O Mutter, kenntest Du sie, würdest Du meinen Schmerz, meine Verzweiflung fassen, daß sie mich so täuschen konnte, — — so falsch ist!" — — —

„Den 6. October.

Kopfschmerzen, die mich oft heimsuchen, ließen mich vorgestern diesen Brief nicht beenden. Heute

schreibe ich Dir nur die heiße Bitte: Theile Bruder Rudolf nichts von meinen Angelegenheiten mit — halte Dein Gelübde, über meine ganze hiesige Stellung zu schweigen! — Du, geliebte Mutter, komme auch nicht hieher! — — Man sagt — Du solltest kommen, würde ich krank; — — ich stürbe aber, sähest Du — hörtest Du hier Manches, und erführe Rudolf — — Ich kann heute nicht mehr schreiben — ich muß mit meinem kleinen Zögling spazieren reiten. Ich bin wieder wohler — glaube nicht, daß ich sehr krank bin, und komme nicht; auch kein Wort an Rudolf — er darf nichts wissen." — — — — — — — — — — —

Hiermit endet das Schreiben. Rathlos blickten Mutter und Sohn sich an, und die Consistorialräthin sprach endlich:

„Wir wollen jedenfalls weitere Nachrichten abwarten! — Ich — ich, mein Sohn, könnte aber doch nicht reisen. Ich würd's nicht ertragen, sie zu sehen, die all' das Elend über ihn gebracht hat."

Rudolf Seeberg ging mit starken Schritten durch das Zimmer, dann blieb er vor der Mutter stehen und sagte ernst und vorwurfsvoll:

„Warum schriebst Du mir nie, daß Joseph eine Neigung hat?"

„Sieh' mich nicht so an, mein Kind! — In

Deinem Blicke liegt's wie Anklage, und ich bin doch ganz unschuldig! Er hat mir ja verboten, mich angefleht, Dir nie etwas Anderes über seine Stellung zu schreiben, als daß er ganz zufrieden sei und alle Ursache habe, Gott zu danken!"

„Das mag eine schöne Stelle sein, bei der er fürchtet, Jemand seiner Verwandten könne tiefer in die Verhältnisse hineinblicken."

„Wie, Du meinst, aus dem Grunde wolle er nicht, daß ich käme?"

„Aus welchem andern? — Er sitzt dort auf ödem Landgute bei alter geiziger, widerwärtiger Tante, und nur eine hübsche Kokette hat ihm den traurigen Aufenthalt versüßt! O, mein Gott — mein Gott, war's nicht genug, daß Einer von uns betrogen werden mußte!" — — —

Der junge Professor ging wieder rasch und heftig im Zimmer auf und ab, seine Mutter sah angsterfüllt, zweifelhaft auf ihn, der von Zeit zu Zeit in leidenschaftlichen Zorn gegen Wallmohdens Bewohner ausbrach, und mit den Worten all' ihre früheren Ansichten umstieß:

„Du thatest ihm wieder einmal Unrecht, Mutter, indem Du ihn der Eifersucht auf mich beschuldigtest! — Ich hätte ihm jene kokette Nichte der alten Tante nicht abspenstig gemacht, reiste ich,

wie ich wollte, vor Wochen zu ihm! — Glaube mir, ich hätte aber gesehen, wie es stand, — daß die Stelle eine erbärmliche, und der arme Junge nur Zufriedenheit erheuchelt, um uns nicht zur Last zu fallen, wie er unsere Unterstützung nannte. Er war zu stolz, sie ferner anzunehmen; er griff damals, als ich ihm aus Italien einen Brief voll Tadel über seine Schulden und Verschwendung geschrieben hatte, wahrscheinlich gleich nach der ersten besten Stelle, die sich bot, und harrte nun aus in Elend und Verzweiflung. Jetzt aber —"

„Du nimmst es schlimmer, als es ist, — er schrieb anfangs so zufrieden!" warf die Consistorialräthin ein.

„Weil er in die kokette Nichte verliebt war! Diese Liebe mag der einzige Trost in all' dem Elend seiner Stellung gewesen sein."

„Ja, verliebt war er gleich. — Ach — und wie bös von ihr, so zu handeln!"

„Bös? — Nichtswürdig ist's! — Achtzehn Monate zu kokettiren und dann eine Liebe zu läugnen. Nun büßt er ihr herzlos — ihr gewissenloses Spiel mit dieser Krankheit, die seiner Jugend frische Kraft für lange untergraben wird, — wenn sie ihn nicht gar tödtet."

„Tödtet? — um Gott, Rudolf!"

„Ach Mutter, verzeih'! — Du weißt, wie ich stets an diesem jungen Bruder gehangen habe — zärtlicher, fester, wie vielleicht Du! — wie viel Hoffen ich auf ihn gebaut — und nun?" —

„Kind, der alte Gott lebt noch! — Hoffentlich sind die nächsten Nachrichten besser. — Ich werde heute gleich schreiben und um Auskunft bitten."

„Werden sie schlechter, — so reise ich, Mutter; ich reise, um ihr schon Bescheid zu sagen, die ihn getäuscht, betrogen hat, und nun vielleicht noch mordet, wenn sie ihn einen Tag voll Huld anlächelt, um ihn am andern aus allen Himmeln zu reißen."

Während die Mutter in stummer Angst die Hände faltete, dann laut betete: „O Gott, erhalte mir mein Kind!" da sprach der junge Professor leise vor sich hin:

„O Weiber, Weiber, wie würd' ich Euch verdammen und verachten, wäre Eine nicht, die die Ehre Eures Geschlechts rettet!"

Achtes Kapitel.

Wie anziehend und fesselnd die Natur auch oft da sein kann, wo Reize sie nicht schmücken, und eine endlose Einfachheit des Bodens das Auge ermüdet, — so öde, kahl und trostlos zeigen sich jene nur kümmerlich bedachten Striche deutschen Landes, wenn die gute Jahreszeit vorüber und der Winter vor der Thüre ist.

Wer nie in Moor- und Haideland im Spätherbste war, kann sich keinen Begriff von der tiefen, bangen Trostlosigkeit machen, die solche weite, stille, unbebaute Flächen dann dem Auge bieten.

Ein einsam Haus, gelegen in der Niederung des Moors oder aufsteigend an den düsteren Föhrenhängen wilder Haide, ist an und für sich schon ödes, kaltes Bild; doch geradezu melancholisch wird's, wenn des Sommers letzter Sonnenglanz, des Herbstes kräftiger Luftton nicht mehr das Dü-

stere solchen Gemäldes erhellt, — alles Leben und Weben der Natur beendet ist, — der Sturm über die kahlen Flächen des Haidegrundes dahin braust, der dunkeln Wolken schwere Massen drohend darüber fortgleiten und die Nebel, aus den sumpfigen Lachen des Bodens aufsteigend, ihre grauen Gebilde mit denen des Himmels vereinen und in tausend und abertausend farb- und reizlosen Nüancen von Grau zu Grau die ganze öde Landschaft einhüllen.

Helene Adelka's Besitzung lag, wie wir wissen, in solchem traurig öden Landesstrich. Ein Kranz von Föhren, ein dichter Wald von Tannen umgab das Haus an drei Seiten. Die Front lag nach dem Moore, und weit, unabsehbar weit wie Meeresflächen dehnte sich der kahlen Haide dunkler Grund dort aus. Die weiten leeren Strecken waren hie und da nur unterbrochen durch strohgedeckte Hütten armer Moorbewohner, durch offene Schuppen, in denen des Torflands Schätze aufgespeichert lagen; — dann stand auch ein Weidenbaum, mitunter selbst kleine Gruppen Föhren am Hange einer Niederung, — dort wieder hohe grüne Binsen, die lang aufgeschossen aus feuchten Stätten, welche, völlig ausgenutzt, jetzt unberührt seit Jahren lagen und keines Menschen Tritt mehr spür-

ten. Jener grünen Binsen hohe Halme hatten nun der weiten Gruben dunkle Tiefen, aus denen der Torf gestochen war, halb überdeckt; doch immer sah man noch im lichten Glanz des Tages der braunen Bretter lange Stege, die einst dort als Halt gedient, jetzt morsch geworden waren durch den Schlamm, und dort liegen blieben, um ganz zu verfallen.

Den schauerlichsten Eindruck in dieser weiten dunkeln Landschaft machten jene großen, schlamm-überdeckten, grünlich schwarzen Weiher in der tiefsten Niederung des Moors, wo nichts mehr wuchs als Ginster, wo nichts mehr stand als alte abgestorbene Weidenstümpfe, als einer nadellosen Tanne dürrer Stamm am Rande kleiner Lachen, die Abends stets des Irrlichts Schein entflammten.

Auf diesem öden, trüben Bilde ihrer düstern Besitzung ruhte ernst der Blick Helene Adelka's an einem Nachmittage des späten Herbsts. Es hatte die ganze Zeit geregnet, und der erst am Morgen eingetretene heftigere Sturm den Himmel wieder gelichtet. In dichteren Schichten, als um diese Jahreszeit gewöhnlich, erhoben sich in Folge jenes feuchten Wetters der Nebel Massen früher noch, wie sonst an anderen Tagen, und traten in Kampf mit dem Licht, das endlich dauernd er-

schienen. Sie stiegen am dichtesten in ihren weiß-
lichen Gebilden aus den tiefen Niederungen des
Moors auf, dort, wo der Weiher schwarze Lachen
lagen, und bald würden sie die Haide auch über-
schwemmt haben mit ihrer Fluth von feuchtem
Dunst, wenn jener Sturm, welcher der Wolken
Macht gebrochen, nicht auch immer und wieder
ihrer Schleier Massen zerrissen und sich gegen ihr
rasches Eindringen in die Haide mit tobender
Gewalt aufgelehnt hätte.

Sowie des Orcans Wüthen aber einige Mi-
nuten nachließ, sammelten sich die zerstreuten
Schaaren von Neuem und drangen wie triumphi-
rend aus jenem Streifen Föhren an der Haide
Hängen hervor; sie huschten schnell, in leichten,
luftigen Gestalten fort über jenen braunen Grund,
und rückten so, wenn langsam auch, doch immer
näher hin zum Haus Helenens und dem Tannen-
walde. Erhob sich dann wiederum des Sturms
entfesselte Gewalt und jagte schneller als zuvor
der Wolken Massen hin über des Moors schwarze
Flächen, — hin durch des Nebels dichte Gebilde,
so war's in solchen Augenblicken schwer zu sagen,
welche Formen und Gestalten phantastischer, die
droben, die das Blau des Horizonts lichteten, —

die unten, die der braunen Haide kahlen Grund mehr und mehr füllten.

Der Sturm, der jene Wolken trieb und des Nebels Schleier zerriß, brauste auch in tausend schauerlichen Klagetönen durch die Föhren an dem Hause; er pfiff durch der Tannen Reihen laut und lauter, rüttelte an den Läden, machte die Fenster klirren und bahnte sich von Zeit zu Zeit mit wildem Stoß Raum durch des Kamines Weite, um bald des Holzes Gluth dort anzufachen, bald zu löschen.

Sah man diesen Aufruhr der Natur, — erblickte man diese ganze traurige Gegend ringsum, so konnte man vielleicht die Vorliebe der Moorenfürstin für ihr Besitzthum nicht begreifen; doch ging man durch des Hauses heimlich stille und so schöne Räume, so wurde es erklärlich, wie ein junges, zu Träumerei und Einsamkeit geneigtes Wesen sich dort wohl und behaglich fühlen konnte.

Wallmohden war eins der hübschesten kleinen Schlösser der Rococozeit, das man zu finden vermochte, und aus dem ganzen Bau, der ganzen inneren reizenden Einrichtung ließ sich erkennen, mit welcher Lust, mit welcher Liebe man diese Oase in der Wüste erschaffen hatte.

Die Erbauung des Hauses stammte von einem

Marquis de Valmeaudans, den Verhältnisse einst aus seiner Heimath getrieben, der sich in der Haide angesiedelt, — durch Fleiß und Arbeitsamkeit, so=wie durch die Güte und Einträglichkeit des Bo=dens, ein bedeutend Vermögen erworben hatte, und nun, aus Dankbarkeit gegen Deutschlands ge=segnete Gauen, an dieser von der Welt abgeschie=denen Stätte, die sein Glück neu begründet, einen Wohnsitz errichtet hatte, wie ihn der exclusive Ge=schmack des Gebildeten nur stets dort zu erheben pflegt, wo auch der Kenner Menge sein Werk an=staunen und bewundern kann.

Die Nachkommen des Marquis hatten sich wieder nach Frankreich gewandt, und das Moor sammt seinem hübschen Schlößchen war späterhin durch Kauf in die Hände jener Verwandten Helene Adel=ka's gefallen, die es dem Mädchen zum ausschließ=lichen Eigenthum vererbten.

Helenens Hang zur Einsamkeit hatte in der öden, stillen Gegend hinreichendste Befriedigung gefunden, — ihr Sinn für Romantik in der ei=genthümlichen und alterthümlichen Umgebung be=deutende Nahrung gehabt, denn nicht nur daß das Haus dem Baustyl einer fernen Zeit entsprach, der ganze Garten und Waldpark war der Epoche des Rococogeschmacks entnommen. Ginster, Farrn=

kraut und Haideblüthen nur ersetzten in diesem Garten den Buchsbaum und Taxus, — Tannen- und Föhren bildeten den Park. — Seit Helene Beherrscherin des Moores geworden, hatte sie, die leidenschaftliche Blumenliebhaberin war, in jenes Terrain gar manche Blume gepflanzt, die nie eine Haide gesehen; und ihrem Gärtner machte sie, die sonst eine so gütige, milde Herrin war, so viel zu schaffen, daß er oft in Verzweiflung rief:

„Wären Sie doch Besitzerin eines botanischen Gartens, anstatt Herrin öden, unfruchtbaren Moorlands geworden."

Sie ließ sich dadurch aber nicht irre machen, — ließ die beste Erde aus meilenweiter Ferne herbeiholen, und war mindestens eine gute Kunde botanischer Gärten. — Die armen Haidebewohner, die früher nur Hütten gekannt, dann erfahren hatten, was man Haus und Schloß nennt, sie wußten nun, seit Helene im Moore dauernd weilte, daß es außer Binsen, Ginster und Farrnkraut noch andere Pflanzen in der Welt giebt, und des Haidelandes zarte Blüthen nicht die einzigen Blumen waren, die der liebe Gott zur Freude der Menschen erschaffen hat.

Seltene Blumen und Stauden zierten auch das Zimmer Helenens. Es war, wie viele Gemächer

des Hauses, mit den verschiedensten Holzarten auf's reizendste ausgelegt und zeigte die kunstvollsten Holzschnitzereien.

Diese kunstvolle Arbeit im weiten Erker ihrer Stube, in dem sie gewöhnlich saß, war nun zwar durch hoher Palmen Zweige ganz verdeckt, jedoch nichts konnte hübscher sein, wie diese lichte Laube in dem dunkeln Zimmer, und wiederum gab's keine passendere Gestalt für jenen Platz, als die liebliche Erscheinung der jungen Moorenfürstin.

Zarter denn je — bleicher denn je — finden wir aber Helene Adelka wieder. Diese traurige Veränderung des Aeußern ist die einzige nicht, die mit ihr in den wenigen Monden vorgegangen, ist, seitdem wir sie auf Burg Stein zuletzt sahen. Sie hat das Schicksal, die Handlungsweise ihrer Stiefmutter erfahren und die Einsicht gewonnen, wie unrecht sie ihr gethan. Es drückt sie nieder, in ungerechtem Hasse gegen eine Frau so lange verharrt zu haben, die so viel bereits gelitten. Der Schmerz, die Erkenntniß würden aber nur veredelnd und läuternd auf Helenens Charakter gewirkt haben, wenn nicht Joseph Seeberg's Liebe und Leidenschaft, die in so erschreckender Wildheit hervorgebrochen war, sie entsetzt und beängstigt, — ihre sich daran reihenden Befürchtungen nicht

eine Wolke über ihren Geist gebreitet hätten, die jeden freien inneren Aufschwung lähmte.

Er blicke man Helene so still und träumerisch in dem Erker, so unbeschäftigt und nur hinblickend auf der Wolken Zug und des Nebels Gebilde so hätte man ihr zurufen mögen: „Reiß' Dich aus diesen Träumen, es taugt Dir nichts, so unablässig zu grübeln!" — Wer sie geliebt, hätte sie sicherlich hinführen mögen an jenen schönen, aber verschlossenen Flügel in der Tiefe des Gemachs, um durch die Macht der Töne die Macht der Gedanken zu besiegen; — man hätte ihr rathen mögen, an jene Staffelei im andern Erkerfenster zu treten, wo ein Bild begonnen, dessen Farben schon längst eingetrocknet waren. Und wollte sie sich durch keins ihrer hübschen Talente die Zeit vertreiben, so boten die großen Bücherschränke in ihrem Zimmer genugsam Material zu ernsten Studien, — es bot ihr Arbeitstischchen mit seinen unvollendeten Stickereien und jenen zierlichen Flechtereien aus Binsenhalmen, in denen Helene Meisterin war, Besseres für ihren gedrückten Geist und ihr niedergebeugtes Gemüth, als jene gedankenschwere Träumerei, in die sie so völlig versunken.

Das Schlimmste, was sie in der Stimmung

treffen konnte, war ihre Unabhängigkeit, die sie zur Herrin ihres Thuns und Lassens machte, das Traurigste, was ihr beschieden, ihr Alleinsein und so fern von erheiterndem Umgang und Zerstreuung. Sie war eine der Naturen, die eines Halts, einer Stütze bedürfen, und ihr Schicksal war von Kindheit auf gewesen: allein — gewissermaßen einsam im Leben da zu stehen! Doppelt traurig war dies Schicksal jetzt für sie, wo ihretwegen Jemand litt und duldete. — Wie Joseph Seeberg dies that, verriethen ihr seine Fieberphantasien nur zu wohl, und bei ihrem Charakter war es auch wiederum zu natürlich, daß sie der Befürchtung Raum gab, die er wach gerufen hatte, daß sie die Schuld an seinem Leiden trage. — — Sie war freundlich gegen ihn gewesen, aus Rücksicht gegen ihren eigenen und seinen Bruder; — sie hatte häufig ein Alleinsein mit ihm gesucht, um von Dem zu hören, den sie liebte; niemals war sie müde geworden, auf seine ausführlichsten Erzählungen zu lauschen, weil in all' diesen Mittheilungen aus seiner Kindheit und Jugend Der verflochten war, dessen kleinstes Schicksal das höchste Interesse für sie hatte. —

Ja — dies Alles konnte Joseph Seeberg falsch deuten, und daß er's gethan, bewiesen schon seine

Briefe an sie aus der Schweiz, — Briefe, in denen er ihr nicht nur seine Liebe gestand, — in denen er auch mit jenem Geschick, das ihm so eigen war, Schwieriges leicht behandelte, und unumwunden aussprach, wie ihr ganzes Benehmen gegen ihn ihm die beseligende Gewißheit gebe, treu und innig wiedergeliebt zu werden.

Helene hatte ihm allerdings durch ruhig freundliche Entgegnung alle Hoffnung genommen; sie hatte ihm diese ablehnende Antwort mit einem fast an Glück grenzenden Gefühl gegeben, — wie auch Heinrich Adelka, — weil — seitdem sie Rudolf Seeberg wiedergesehen, dessen letzte Verheißung auf Wiedersehen ihr Leben in eine Fluth von Licht und Glanz getaucht, ihren Träumen die Hoffnung auf schönste Erfüllung verliehen hatte. In dieses Meer innerer Glückseligkeit fiel als erster bitterer Tropfen die Einsicht, welches Unrecht sie ihrer jungen Stiefmutter gethan; dann kam die Nachricht von der alten Regine aus Wallmohden, daß Joseph Seeberg's Befinden ihr Anlaß zur größten Befürchtung gebe. Als er wirklich krank wurde, eilte sie in das Moor, um den Bruder des Geliebten zu pflegen, und sie erhoffte von mündlicher Besprechung auch Besseres, als von ihren Briefen.

Diese Unterredung hatte aber zu den traurigsten Resultaten geführt und sie in einer Weise entsetzt, daß sie vor der Zukunft einzig bangte. Dann war er krank zum sterben geworden, und schaudernd dachte sie an die Möglichkeit seines Todes, — an die Unmöglichkeit, den Bruder Dessen zu beglücken, der ihr unbarmherzig zugerufen, sein Leben läge einzig in ihrer Hand.

Ja, sie war unglücklich — tief unglücklich, unsere lieblich schöne Moorenfürstin, und als wir sie denn in jener Einsamkeit des Moorlandes wiederfinden, hinausschauend in die mit Nebeln sich umhüllende Haide, da sehen wir deutlich, der Trübsinn hat bei ihr das Uebergewicht gewonnen, der Geist ist zu tief gebeugt, um seine Schwingen selbst nur noch auf Secunden zu entfalten, geschweige denn, um völlig heraus zu fliegen aus den schweren Fesseln, die Schicksal und Verhältnisse um sie gekettet haben.

Der Nachmittag brach in seiner vierten Stunde an, als die Thür von Helene Adelka's Zimmer plötzlich rasch geöffnet wurde und eine alte Dame die Schwelle überschritt. — Es war Fräulein Regine Dondorf, die Beschützerin Helenens, die alte Freundin ihrer verstorbenen Mutter und die Vorsteherin des Hauses Wallmohden.

„Ich hörte eben, Du schliefst nicht, Helene," rief sie dem jungen Mädchen entgegen, das eilig den Platz im Erker verließ und auf sie zuschritt, „man sagte mir, Du seiest hier."

„Ich konnte nicht schlafen, — ich sagt's Dir ja gleich! — Wie geht's jetzt? O ich sterbe fast vor Angst, Tante."

„Mein Himmel, Kind, beruhige Dich nur und trinke vielleicht —"

„Bitte Tante, wie geht's ihm? — Um mich sorge Dich nicht."

„Zu was wär' ich denn hier, wollt' und sollt' ich mich um Dich nicht sorgen, die Du schon wie ein Schatten bist. Daß es ihm noch nicht besser geht, kannst Du denken, und ich fürchte sogar —"

„Daß es schlimmer ist, als der Doctor fürchtete, daß es heute noch werden könnte! — Nicht wahr?"

„Ja, ja, Helenchen, und wäre unser guter Doctor Behrends nur noch hier! — Seit er um Mittag fort, ist's doch von Minute zu Minute bergab mit dem Befinden gegangen."

„Und Behrends wollte heute nicht mehr kommen? — O Tante, da müssen wir rasch einen Boten nach Frankenthal zu ihm hinschicken."

„Einen Boten? — Wenn ich nur wüßte wen. Der Bediente ist zu krank, um aufzustehen, der

Kutscher schon in die Stadt, um Eis zu holen; George und Balduin sammt allen Knechten tief im Moor, und weder der Gärtner noch die Burschen gehen bei dem Nebel durch die Haide, denn sie sind ja schlimmer als die Eingeborenen dieses Landes in ihrer tollen Furcht vor dem Haidemann. Durch den Wald kann man sie aber nicht schicken — die Wege sind geradezu grundlos, wie ich höre."

„Mein Gott, Tante, da werde ich reiten! — Ich fürchte mich nicht vor dem Haidemann, das weißt Du lange."

„Ja, Kind, Du könntest es, denn Du kennst Weg und Stege in der Haide wie im Walde. Dein zahmes Pferd, Dein treuer Hund sind mir außerdem sichere Bürgen; nur der Sturm! — höre diesen Sturm, Helene, und auch so dicht, wie heute der Nebel aus dem Moore steigt, meine ich, war es lange nicht."

„Meine Lady Lorry und der gute Pascha finden Weg durch allen Nebel, Tante. Den Sturm aber, den scheu' ich nicht, ich werde rasch dort sein — schneller als der Bote."

„Ja, Kind, darum kam ich eigentlich zu Dir. Ich dachte mir's wohl, Du würdest hinreiten, wenn Du gehört, wie schlimm es steht, — und daß die

alte Drusen, die das Nervenfieber besser kennt, wie ich — mir eben sagte, es gehe gar zu böse vorwärts."

„O mein Gott, mein Gott!" rief Helene mit feuchtem Auge, — stürzte dann zur Kingel und in's Nebenzimmer, wo sie ihr wärmstes Reitkleid aus dem Schranke riß, dies über ihren Anzug von schwarzer Seide warf, ohne irgend etwas abzulegen oder sorgfältig zu ordnen. Sie stand, bis auf das Aufbinden ihrer langen Locken, schon fertig da, ehe noch ihr Mädchen zu ihrer Hülfe herbeigekommen.

Fräulein Regine, die hinausgeeilt war, das Satteln des Pferdes zu bestellen, — kehrte mit einer Tasse Kaffee zurück, da sie ohne Imbiß ihren Liebling nicht fortlassen wollte. Helene trank auch geduldig, während das Mädchen ihr Haar unter den Hut befestigte und den dichtesten Schleier heraussuchte, das zarte Antlitz ihrer Gebieterin mindestens etwas gegen den Sturm zu schützen.

„Sowie die Knechte aus dem Moore kommen," sprach die alte Dame vorsorglich, „werde ich hier am Hause die Pechpfannen anzünden lassen, und Dir auch eine Fackel entgegen schicken, denn kommst Du durch die Haide, leuchtet Dir das

Licht schon weit entgegen, wenn auch der Nebel dichter wird."

„Ich komme ganz entschieden durch die Haide, die Wege im Forste sind durch den Regen gar zu schlecht — ich sah das gestern; auch glaube ich, daß der Nebel nicht stärker wird, sondern gegen Abend, bei dem Mondenschein, sich eher verzieht als dichtet."

„Ja, das mag sein! — Die Pechpfannen lasse ich aber statt der Fackeln heute am Haus entzünden, sie leuchten besser, und selbst Dein Pferd geht danach lieber, wie Du oft gesagt hast, als nach dem flackernden Licht der Fackeln."

Wer nie im Moor gelebt, möchte Fräulein Reginens Fürsorge sicherlich ein wenig weit getrieben erscheinen. Im Herbst, beim Nebel, kann man aber dort am Abend nicht vorsichtig genug sein, indem zu Zeiten selbst des vollsten Mondlichts Strahlen nicht stark genug sind, der Nebel Massen zu durchdringen, indem diese gerade im tiefen Herbst am schwersten sind.

Helene Adelka, der Haide böse Seiten nun seit lange schon kennend, wehrte darum auch nichts zurück, was die alte Dame vorschlug, sondern rief im Gegentheil als letztes Wort noch vom Pferde herab:

„Vergeßt nicht die Fackeln mir entgegen zu senden, ob nun der Nebel steigt, ob fällt. Die Luft ist schwer, der Mond wird, wie ich glaube, nur auf Minuten scheinen.“

Nach diesem letzten Wort flog der Moorenfürstin zahmes Pferd, die Lady Lorry, mit ihrer leichten Last schon über den Hof, und Pascha, ein großer herrlicher Bernhardiner Hund, des Mädchens Liebling und steter Begleiter bei allen Ausflügen, kam vor Freude über diesen unvermutheten Spazierritt ganz aus seiner gewohnten Ruhe, und umkreiste mit lautem Bellen die flüchtig dahin eilende Lady und seine junge Herrin.

Fräulein Regine, die der kleinen Gruppe so lange mit den Blicken folgte, wie nur des Nebels Schleier das gestatteten, sprach unter bedächtigem Kopfschütteln vor sich hin:

„Mein Herr und Heiland, wie sie dahin fliegt! — so, als ob der Wind sie trüge! — Und das — diese Angst und Eile sollte nicht Liebe sein? — Unmöglich! — Ist's nicht der Fall, so weiß ich mindestens nicht mehr, was Anzeichen sind. — — Hm — hm! — Therese schrieb, der Bruder sei der Rechte, jener „Römer“, wie sie ihn heißen. Nun, haben die Kinder recht, und ist dies, was ich Tag für Tag von Neuem sehe, einzig Theil-

nahme, — o, Du Allmächtiger, wie stark muß dann die Liebe sein zu Jenem, wenn hier für Diesen so viel abfällt, daß mir die Sinne schwinden, mein bischen Verstand sich vollends verwirrt, und ich doch immer wieder denke, das junge Volk, das irrt, und die alte Regine die hat recht!“ — —

Neuntes Kapitel.

Drei Stunden von Wallmohden liegt die Poststation Frankenthal, die sich durch den absonderlichen Umstand von den übrigen Poststationen unterscheidet, daß sie nur wieder zurück und nichts vorwärts befördert — außer einmal in der Woche die angelangten Briefe.

Am Donnerstage, um die Nachmittagsstunde, wo Helene Adelka sich zu ihrem Ritt nach dem Orte anschickte, der mit einem Arzte, einer Apotheke und Poststation gesegnet war, — an dem Tage der Woche, wo seit Frankenthals Gründung und Bestehen noch niemals eine Post in jenem Dorfe angelangt war, da ereignete es sich zum unbeschreiblichsten Erstaunen der Bewohner, daß eine schmetternde Fanfare plötzlich in einer Weise die Luft durchtönte, wie gläubige Seelen vermeint

hatten, so laut und durchdringend sie nur einstens am Tage des Weltgerichts zu vernehmen.

Pflichtschuldigst riß bei diesem Ereigniß die Bevölkerung Frankenthals — trotz des Sturmes, der wild die einzige Straße des Dorfes durchbrauste, die Fenster auf, wo nicht etwa Schreck und Ueberraschung, Hand und Fuß gelähmt. Das, was man als Wunder anzustaunen geneigt war, löste sich auf in Gestalt einer kleinen Postkutsche, die den alten Frankenthalern noch aus der Zeitepoche wohlbekannt war, wo der Verkehr ihres Oertchens mit der übrigen Welt noch auf der Stufe gestanden hatte, daß dieses zweisitzige hochrädrige Kästchen ausreichend gewesen, für Transport von Menschenkindern und Vieh jeder Art, sowie für etwaige Briefe und das Amtsblatt aus der Stadt, das der Gesetze Bestimmung in diese Einöde trug.

Kannte man nun aber auch das Wägelchen, das unter dem Getös der schrillen Trompete mit einer Art von Höllenlärm über das schlechte Pflaster rasselte, so begriff doch Niemand das Erscheinen dieser Postkutsche zu so außergewöhnlicher Zeit, und noch weniger, daß Jemand in diesem Kästchen saß, während die Fahrpost schon seit

Monden wieder immer leer nach Frankenthal gekommen war.

Zum Glück für die völlig verstörte Einwohnerschaft, die theils auf die Straße stürzte, um den Lauf dieses Phänomens zu verfolgen, — entsannen sich plötzlich einige Alte des Orts von Großmutter Zeiten her, daß um die Epoche, wo die Franzosen im Moore gelebt, auch schon einmal eine Post zu außergewöhnlicher Stunde nach Frankenthal gekommen sei, und man diesen Vorfall „eine Extrapost" benannt habe.

Aller Augen, die scharf genug waren, die blinden Scheiben jener kleinen Postkutsche zu durchdringen, sahen in derselben einen Herrn von so stattlicher Gestalt und vornehm elegantem Aeußern, daß man abermals, um nur einen Vergleich mit ihm zu Stande zu bringen, gezwungen war, zur Zeit zurückzugehen, wo ein Emigrant sich zu den Franzosen in's Moor geflüchtet, den sein Diener „Herr Graf" genannt.

Mit diesem Titel beehrte der Posthalter, der die Würde eines Gerichtsoberhaupts und Schenkwirths mit jener Stellung im Staatsdienste vereinte, den Herrn, der an seinem Hause dem kleinen Postwagen entstieg, und den nach wenigen Secunden schon eine Schaar ganz und halb geklei-

deter kleiner Wesen umringte, die man mit dem Worte „Gottes sichtbarer Segen" an dergleichen Orten zu bezeichnen pflegt.

Der „Herr Graf" war niemand Anders, als unser alter Bekannter, der junge Professor Rudolf Seeberg. Sein erstes Wort war die Bitte:

„So schnell wie möglich eine Extrapost nach Wallmohden, lieber Herr!"

Er legte bei dem Gesuch gleich einen Thaler in die Hand des Mannes, der drei Lebensberufe hatte, und diese in der Welt so vielseitig verwendete Persönlichkeit riß bei solcher Freigebigkeit des Fremden, der schon mit anderer Post als dem Dienstagswagen reiste, — die weiße Zipfelmütze von den Ohren, schlug die Schöße des Schlafrocks, die des Sturmes Gewalt trennte, unter tiefster Verbeugung über einander, senkte den Thaler in seine Tasche und entgegnete freundlich:

„Ich heiße Miesehahn, Euer Gnaden; aber Extraposten habe ich nicht!"

„Kann mich denn dieser Wagen weiter fahren?"

„Um Vergebung, das wäre gegen das Gesetz; überdem enden wir hier."

„Sie enden? — Mit was?"

Der Herr Miesehahn hätte ruhig hinzusetzen können: „Mit Allem, was die Civilisation ande=

trifft," war jedoch auch sein Wirkungskreis sehr umfassend — seine Antworten waren stets beschränkt, und er erwiederte höflich:

„Mit dem Wege, Euer Gnaden!"

„Ah — die Chaussee! — So — Nun, es führt wohl ein anderer Weg zum Ziele, und wie der immer ist, besorgen Sie mir gütigst einen Wagen, — auf den Preis sehe ich nicht!"

Der „Segen Gottes" fand bei diesen Worten für gut, seine Finger wieder aus dem Munde zu nehmen, um besser anstarren zu können; — der würdenreiche Herr Miesehahn sah aber aus, als bedaure er, sich nicht selbst in einen solchen Wagen verwandeln zu können, und rief achselzuckend:

„Hier giebt's gar kein Fuhrwerk, mein Herr."

„Wie — ist das möglich?"

Als der Blick des Professors die Straße hinabglitt, an den niederen kleinen Häusern und Hütten hinstreifte, die dem Dörfchen Frankenthal schon den Namen „Stadt" eingetragen hatten, als ein Arzt sich dort niedergelassen und eine kleine Apotheke begründet war, da begriff er bei dem so trostlos armseligen Anblick jene anscheinende Unmöglichkeit, und bat dann, bedeutend herabgestimmt:

„Könnte ich denn vielleicht ein Pferd erhalten?"

„Wenn der Herr Doctor Behrends zu Hause

wäre, vielleicht; — er ritt aber vor gerade einer Stunde wieder fort zu Drusens im Walde."

Nun verlangte der Herr Professor einen Führer, und wie staunte er, als Herr Miesehahn sehr energisch erwiederte:

„Einen Führer nach Wallmohden! Jetzt — jetzt, wo der Nebel schon so dicht ist, wie Sie ihn da lagern sehen? Da geht Keiner mehr!"

„Warum nicht? — Nochmals, ich zahle gut."

Die Postbehörde machte ein so ernstes Gesicht, als handle sich's um eine Gerichtssache, blickte angsterfüllt nach der Gegend hin, wo sich des Moores Grund in unabsehbarer Weite ausdehnte, — jetzt wie ein Nebelmeer aussah, und sagte flüsternd:

„In der Haide, Herr, da geht jetzt der Haidemann!"

„Nähme der mich nicht vielleicht mit?" rief der Professor rasch und völlig ahnungslos, daß es sich hier um ein Gespenst und nicht um einen Menschen handelte.

„Der Haidemann Euch mitnehmen? — Jawohl würde er das gern thun; doch nimmer kehrtet Ihr dann wieder aus seines Reiches finsteren Gründen! — Euch mitnehmen? — O, wie mögt Ihr nur so gottlos sprechen, Herr!" —

Rudolf Seeberg starrte den Wirth um so überraschter an, als der Kinder dichte Schaar, die ihn staunend umringt hatte, bei Herr Miesehahn's Worten laut schreiend aus einander stob und nach allen vier Weltgegenden, hin unter Rufen der Angst und des Entsetzens, verkündete:

„Er will mit dem Haidemann gehen!"

Der Verwunderung kam der Postillon zu Hülfe, indem er sagte:

„Gnädiger Herr, der Haidemann ist kein Mensch, der Botendienste thut; es ist ein Geist, ein böser Geist, der die Leute irre führt in seinem Nebelreiche, und wie er gefürchtet wird, — nun seht, dort auf die Kinder, — auf jene erschrockenen Leute, denen es die Kleinen erzählen, daß Ihr mit dem Haidemann gehen wollt! — Wenn Ihr nun vielleicht ein „freier Geist" seid, wie's solche in den Städten geben soll, woher Ihr dem Anschein nach kommt, so fürchtet Ihr unsere bösen Geister hier vielleicht nicht, und geht durch die Haide. — Bis an des ersten Weihers Niederung da will ich Euch geleiten, und folgt Ihr meiner Weisung, gelangt Ihr, wie ich glaube, auch ohne Führer bis nach Wallmohden; denn kaum daß es dunkelt, entzündet man dort am Hause stets Kienfackeln, damit

diese Leuchte sind für Wanderer, die sich vielleicht verirrten."

Während Rudolf Seeberg freudig dankend das Anerbieten des Postillons annahm, bat dieser Herrn Miesehahn, so lange für seine Pferde Sorge zu tragen.

Die Postbehörde schüttelte den Kopf zu dem Gange, versprach aber die Pferde füttern zu wollen, versuchte indessen den Professor zurückzuhalten, als dieser ein kleines Felleisen aus dem Wagen zog und seinen größeren Koffer ihm zur Obhut übergab. Rudolf Seeberg that aber von Allem, was der gute Mann ihm in seiner Herzensangst anrieth, nur eins: er trank mit seinem willigen Führer eine Flasche Wein, bevor sie gingen, und lachte zu Herrn Miesehahn's Worten: „Wenn Ihr's nur nicht bereut!"

Rudolf Seeberg wurde von dem Postillon bis an den Weiher in der Niederung des Moors geleitet; dann zeigte ihm der junge Bursche den Streifen dunkler Föhren, der sich nur schwach mehr aus des Nebels Massen abhob, und sagte:

„Erreicht Ihr jenen Rain, wo all' die Föhren stehen, bevor der Nebel dich er wird, so seid Ihr — wenn Ihr achtsam seid — geborgen, denn von dem Föhrenhange aus sind Gruben ab-

gesteckt, und ehe Ihr an das Ende dieser Pfähle gelangt, wird man die Fackeln schon entzündet haben. Ihr seht Wallmohdens Richtung an dem Schein, geht stets dem nach, und habt dann immer gute Fährte. Bis Ihr aber zu dem Föhrenhange kommt, Herr, da haltet Euch genau an diesen schmalen Pfad der Haide, der abgetreten ist, und wo von Zeit zu Zeit, wie hier, solch' kleine Holzpflöcke stecken, damit man in der Dunkelheit ein Zeichen hat. Verfehlt Ihr diesen Weg, — dann, Herr, setzt Euch ruhig hin, hüllt Euch in Euren Mantel, und wartet in Geduld den nächsten Morgen ab. Ihr würdet ohne Pfad leicht irre gehen und in's tiefe Moor gerathen können. Da aber sind Stätten voll Gefahr in finsterer Nacht — verfallene Gruben, tiefe Wasserlachen — kurzum, geht um Gottes willen nicht weiter, wenn Ihr vom Wege abgekommen seid, denn Mooresgrund ist gar zu böse."

Der junge Professor, dem der glatte Pfad der Haide sehr hübsch erschien, und ganz unmöglich zu verfehlen, da selbst im Nebel man noch überall die weißen Stäbe sah, womit Helene Adelka's Fürsorge für die armen Haidebewohner den Weg hatte versehen lassen, — er begriff kaum die Angst des Postillons, und schrieb alle wohlgemeinten

Warnungen des gutmüthigen Burschen auf die geheime Angst vor dem Haidemann. Sein Dank war aber darum nicht minder herzlich, indem gerade er des Herzens Güte sehr hoch schätzte und für freundliche Theilnahme einen empfänglichen Sinn besaß.

Nach Dank und Erkenntlichkeit von seiner Seite noch ein „geleit' Euch Gott!" des Postillons — und ihre Wege trennten sich. — — —

Anstatt rasch, in gerader Richtung voran, dem dunkeln Föhrenstreifen entgegen zu schreiten, wandte sich Rudolf Seeberg, immer wieder und immer von Neuen sinnend und in tiefe Gedanken sich verlierend, zur Seite, um auf die gefahrbringende Stätte des Moors hin zu blicken, die sein Begleiter ihm gezeigt hatte. „Im Moor!" wie hatte dies Wort ihn so seltsam, so anders berührt, als der Ausdruck: „Haideland!" — „Im Moor!" — Der kunstsinnige junge Maler, der seit Jahren in Italiens blühenden Auen die glühende Pracht der Farben studirt und für jene leuchtenden Tinten sich immer mehr begeistert hatte, — er schaute plötzlich mit Blicken um sich, in dies öde, trostlose Gebiet, als sei's die herrlichste, die gluthdurchströmteste Landschaft in Farbe und Licht; ja, er faßte für diese braunen kahlen Stätten plötzlich ein solches In-

teresse, als sei es die Akademie der Künste, an der er vor Kurzem seine Anstellung als Professor erhalten. — Sicher war, daß er mit größerer Aufmerksamkeit künftig nicht die Gemälde des Museums betrachten konnte, die unter seine Obhut gestellt werden sollten, als er jetzt, bei immer tiefer einbrechender Dämmerung, in die mit Nebel gefüllte Niederung des Moores starrte; — gedankenvoller konnte er einstens nicht durch ihre Galerien wandern, als er um diese Stunde an den dunkeln Haidehängen herschritt, wo sein Fuß den Ginster streifte und des braunen Farrnkrautes Halme! — Je dichter der Nebel wurde, desto eifriger suchte sein Blick die feuchten Schleier zu durchdringen, um endlich — endlich einmal solch' Gebiet recht klar zu sehen, das jenem ähnlich sein mußte, um einen Namen daraus geformt zu haben, wie Die ihn trug, an welche er stets dachte.

Das Moor erwies sich dem Künstler wenig dankbar für alle Theilnahme. Es zeigte sich von seiner schlimmsten Seite. Der Nebel stieg und stieg — umhüllte mehr und mehr die Luft, — und als Rudolf Seeberg, nach einer Stunde ungefähr, die ihm wie Secunden dahingeschwunden war, wieder an das niedergetretene Haidekraut und an die weißen Stäbe des Fußpfades dachte, befand

er sich inmitten wüster, welker Halme — von Stäben keine Spur. Wo er hinsah, — nichts erblickte er mehr von jenen Föhren — von diesem dunkeln Strich, den er doch nun erreicht haben müßte, wenn er nicht irre gegangen wäre.

Geschehen war denn also, wovor man ihn gewarnt hatte — er war vom Wege abgekommen! — Einige Zeit befolgte er wirklich den Rath des Postillons, warf sich nieder in der Haide welke Blüthen und suchte Aug' und Blick an das Dunkel zu gewöhnen.

Hinsehend in des Nebels graue Schichten, um die jetzt das Mondlicht falben Schimmer wob, obschon er selbst nicht sichtbar war, so saß unser Professor noch in der Haide, als eine Stunde abgelaufen war. Da drang ein Ton leis durch den stillen Abend! — Er horchte auf, er vernahm nun deutlicher ein leichtes, schwaches Pfeifen, wie wenn der Wind durch die Nadelhölzer streicht. — Immer eifriger darauf lauschend, schien's ihm endlich für entschieden, daß derartige Bäume in der Nähe sein mußten, denn seine Kenntniß von dem Ton und Klang, der ödes Haideland durchzieht, war nicht so umfassend, daß er hätte ahnen oder denken können, daß dies der Nachthauch sei, der durch

der Binsen hohe Halme strich und dem Ton leisen Pfeifens in den Föhren so nahe kommt.

Er erhob sich rasch, um jene Bäume zu erreichen, die, seiner festen Ansicht nach, jene verlorenen Föhren waren, von wo aus denn der Weg nicht zu verfehlen sei. Der Richtung des Tones entgegeneilend, blitzte plötzlich auch ein Lichtstrahl ihm entgegen durch den Nebel — ein Flämmchen blau und zitternd, das hell und heller wurde, je mehr er voran eilte! — Und er eilte voran, dem Scheine zu; er hielt ihn für das Licht der Fackeln, das mühsam nur den Nebel durchdringen konnte — für jenen Schein der Fackeln an Wallmohdens fernem Hause! —

Wie der Professor aber den röthlich gelben Schein der Kienfackeln mit diesem blauen Licht verwechseln konnte, das lag lediglich in der grenzenlosen Zerstreutheit, die sich seiner bemächtigt hatte, seit er im Moore war. Auf jenen dunkeln Streifen blickend, der nach und nach deutlicher aus den monddurchleuchteten Nebelmassen auftauchte — und den er für die Föhren hielt, — nach jenem Lichte sehend, das hell und heller blitzte, in immer schöneren blauen Farben — dies beides fest im Auge haltend, — achtete er noch weniger als zuvor des Weges und stand nun plötzlich dicht

vor hohen Binsen. Vielleicht würde er zurückgewichen sein, hätte sein Fuß nicht Hartes berührt, das sich bei näherer Untersuchung als ein Brett erwies, das in gerader Richtung fortführte. Er nahm's für andere Art von Wegbezeichnung, schritt über diesen dunkeln Steg, inmitten hoher Binsenhalme — und — das Moor nicht kennend, ahnte er am wenigsten, daß er jetzt an einer jener Stellen in der Niederung war, wo nun der Grund seit Jahren schon brach lag, und daß er jetzt geradezu in jenes Unglück ging, vor welchem der Postillon ihn so gewarnt hatte.

Zwei alte Gruben hatte er glücklich überschritten und trat nun muthiger bereits in's Binsengrün, auf neuen Brettersteg, als dessen morsches Holz zerbrach, er, tief und tiefer sinkend, nicht mehr zurück — nicht vorwärts konnte. — Sein Fuß hatte sich zwischen die gebrochenen Bretter eingeklemmt, und ein plötzlich stechender Schmerz, den er im Einsinken fühlte, bewies ihm gleich, daß jetzt das Schlimmste geschehen war, was ihm in diesem öden Moore überhaupt nur begegnen konnte. Ein Versuch, heraus zu kommen, machte ihn nur noch tiefer sinken, und vor dem völligsten Sturz in die Grube, rettete ihn einzig sein rascher, energischer Griff in hohe Binsen.

Er stieß einen Schrei aus, so laut, so gellend, wie ihn der erste Schreck nur erpressen kann; dann rief er laut um Hülfe, in der schwachen Hoffnung, irgendwo gehört zu werden. Dieser erste laute Schrei erreichte schon das Ohr der Moorenfürstin, die jetzt heim durch die öde Haide ritt; — ihr Pferd und Hund vernahmen ebenfalls den Ton, und Beide standen still, um rascher dann der Gegend zuzueilen, woher der Schall gedrungen war. Wie gebannt blieben sie indessen wieder stehen, als leiser dann jener Hülferuf noch einmal aus weiter Ferne tönte.

„Ja, ja, da ist Jemand verunglückt!“ rief die Moorenfürstin unwillkürlich, und Lady Lorry's Neigen mit dem Kopf, des Hundes ängstlich Winseln, — der sich tief an die Erde duckte, — beides bestätigte gewissermaßen ihre Worte.

Der Richtung nach war der Ton weit von rechts gekommen, dort aus der Gegend, wo die alten Gruben lagen und d'rüber fort der Weiher, dessen Lachen zur Nachtzeit oft des Irrlichts Schein entflammten. Das Moor, wo schon manchmal Jemand bei Nacht und Nebel an den Stellen verunglückt war, wurde darum auch weit und breit so gefürchtet, und wer's nur eben konnte, verließ seine strohgedeckte Hütte in dem tieferen Grunde,

um sich nach Frankenthal zu wenden, wo der Marquis von Valmeaudans einst die ersten Häuser für armen Haidebewohner gegründet hatte.

Helene Adelka lebte in dieser Haide zu lange, um nicht die ganze Größe der Gefahr an jener von Menschen verlassenen Stätte zu kennen; doch nicht einen Augenblick zögerte sie, dahin zu reiten, so schnell das Pferd nur laufen konnte.

Lady Lorry, der Pascha in tollsten Sprüngen immer voraus setzte, hielt erst inne, als sie des Weihers Rand in der Niederung des Moores erreicht hatte, wo jene verwitterten Weidenstämme standen, die Rudolf Seeberg zuvor irregeleitet, als er sie aus dem Nebel ragen sah. Das Pferd konnte hier nicht weiter. Helene sprang rasch aus dem Sattel, legte eben so rasch den langen Rock ihres Reitkleides ab, da sie entschlossen war, in die Binsen einzudringen, und bei dem Gange jenes schleppende Gewand sie einzig hemmen konnte.

In den Binsen, nicht weit von jenem Orte, wo sie stand, da mußte der Verunglückte sein, denn deutlicher, als jeden Ruf zuvor, hatte sie eben den Ton seiner Stimme vernommen, der ihr zur Richtschnur dienen sollte.

Wohl versuchte sie auch einen Zuruf, ihm ein Zeichen zu geben. Dieser erstarb aber in Pascha's

lautem Freudengebell. Ueber diese verfallenen alten Gruben hin und her zu spazieren, und die Binsen zu durchstreifen, war oft und vielfach des Bernhardiners Unterhaltung an jenen langen Tagen gewesen, als man vor drei Jahren in den letzten dieser Gruben nach Torf gestochen. Vor Jahresfrist, hatte er selbst noch Helene manchmal an dieser Stätte Gesellschaft geleistet, wo sie ihre feinsten Binsen zu suchen und zu finden pflegte, die sie zu ihren zierlichen Korbflechtereien gebrauchte. An diesem Orte hatte sie auch schon als Kind tausenderlei Gebilde aus Holz- und Wurzelfasern sich geholt und an den Hängen oft gelegen, um diese eigenthümlichen Schätze der Haide zu suchen und zu entdecken. Ob ihre genaue Kenntniß des Terrains ihr aber so nutzbringend gewesen wäre, wie sich jetzt darthat, wenn ihr Hund nicht Schritt vor Schritt vorangegangen wäre, und des Mondes klarer Schein sich nicht mehr und mehr die Bahn gebrochen hätte durch des Nebels Schichten, — dies wollen wir nicht weiter erörtern! — Der kluge Hund fand zwischen allen Gruben, trotz der hohen Binsen, jene Streifen festen Landes, die sich dazwischen immer hinziehen, wo der Verfall noch nicht völlig eingetreten ist. Plötzlich aber stand er still, und hielt auch durch

lautes Knurren seine Gebieterin, die seitwärts gehen wollte, zurück — denn überall an diesem Striche war das feste Land geborsten und gesunken — der Bretter Stege eingestürzt, die Gruben weit wie Teiche, und wo der Schlamm nicht gar zu dicht, da schimmerte das Mondlicht auf den trüben Lachen des Wassers.

Helene war aber jetzt so weit vorgedrungen, daß der Dankesruf des Verunglückten sie erreichen konnte, und diese Worte — ruhiger gesprochen, leiser denn der Hülfe Schrei — sie bannten plötzlich sie zur Stelle, obschon ihr Aug' in einiger Ferne festen Steg entdeckt und sie rasch dahin eilen wollte, um nun von dort aus weiter vorzudringen.

So — wie wenn des Zaubers Bann sie plötzlich wieder entfesselt, — so rasch, gleich dem Blitz, löste sich auch die Erstarrung nach der Worte Ton, die sie vernommen hatte! — Und ob der Hund auch kläglich aufheulte, winselnd sie am Kleide festhielt — sie sprang jetzt in fliegender Hast von Brett zu Brett; sie theilte der Binsen Halme eiligst, wo sie ihr im Wege standen, und rief nach einigen Minuten athemlos, verwirrt, von Angst gefoltert, in ihren gewagten Sprüngen endlich innehaltend: „Um Gott, wo sind Sie,

wo? — Ich sehe Sie nicht, und geben Sie doch Zeichen!"

„Hier, hier!" antwortete er ruhig, „doch nehmen Sie sich selbst in Acht, und seien Sie vorsichtig! Höre ich aber recht, und war die Stimme die einer Frau? — Eine Frau, hier in dieser öden Haide, die mir zu Hülfe kommt?"

„Was macht das aus — wer es ist, — wenn man nur helfen kann!" schrie Helene angsterfüllt, mit tausend Thränen in der Stimme, — „der Boden ist hier weich! — Komm, Pascha — komm! hier, such', such'!"

Der Hund stand schon bei ihr, und nahe den verfallenen Gruben fand er rasch einen festen Uebergang, zur Linken von der Stätte, wo Rudolf Seeberg eingesunken war und tief, so tief in der Binsen Halme lag, daß sie ihn noch nicht sehen konnte, obschon sie ihm jetzt nahe war bis auf wenige Schritte.

Ihr Freudenruf verstummte, als sie diesen letzten Raum überschritten hatte, und er sagte:

„Wie Sie mir helfen wollen, weiß ich zwar noch nicht; doch herzlich danke ich Ihnen, daß Sie überhaupt gekommen sind; — ich muß mir nämlich beim Einbrechen in die Grube den Fuß verstaucht haben, ich kann mich nicht bewegen, ohne

den Schmerz in entsetzlicher Weise zu vermehren, und habe daher auch nicht die Kraft, allein heraus zu kommen."

„Der Hund, der bei mir ist, ist sehr geschickt und stark, der war schon öfter Helfer hier an dieser Stätte!" sprach sie leis und tröstend, und theilte nun der Binsen letzte Halme, die sie trennten.

„Mein Gott, wer sind Sie?" rief er überrascht, als sie jetzt so in seiner Nähe sprach, und richtete sich in dem Gefühle weit höher auf, als er noch kurz zuvor für möglich gehalten, empor zu kommen. „Die Stimme ist mir ja bekannt — Allmächtiger, — Sie sind die Moorenfürstin!"

Sie lachte flüchtig, heiter und glücklich auf, indem sie sagte:

„Ja, ja, die unglückliche Beherrscherin dieser elenden Gruben steht nahe bei Ihnen, um sich sehr rasch für Burg Stein zu revanchiren."

Bei diesen Worten beugte sich das liebliche, ihm so wohlbekannte Antlitz zu ihm nieder, und des Mondes hellster Schimmer war so freundlich, ihm die ganze Gewalt jenes zauberisch schönen Lächelns zu enthüllen, — ein Lächeln und ein Ausdruck, der ihn nicht nur den Schmerz vergessen machte, nein, einzig denken und empfinden ließ

das Glück: „sie wiederzusehen" — ein Glück, in das sich nichts von dem Gefühle mischte, wie sie sich wiedersahen — wie seltsam abermals zusammenfanden! —

Pascha lehnte sich knurrend gegen so unpraktisches Handeln auf, wie jene Beiden auf Momente thaten; kräftig biß er sich dann in Rock und Mantelkragen des Versunkenen ein, um ihn heraus zu reißen aus dem Unglück, das sich so plötzlich jetzt verwandelt hatte in die höchste Seligkeit. —

Pascha's Act der Energie und Gewalt brachte Beide zur Besinnung. Während Helene das Brett zur Seite riß, das den Fuß so einklemmte, zog der Hund ihn rasch, mit einem letzten Rucke, aus der Tiefe, — und mit des Mädchens Unterstützung konnte Seeberg sich dann auch völlig emporrichten und den festen Boden erreichen.

Unter Schmerzen, unter ärgsten Schmerzen vermochte er nur aufzutreten. Sie zwang ihn daher zum Niedersetzen auf ein Binsenlager, das sie rasch bereitete, um erst ein wenig auszuruhen. Er ließ sie schalten, walten, wie sie wollte, denn einentheils betäubte ihn der Schmerz in jenen ersten Augenblicken, — zum andern Theil bewältigte ihn ihr stilles Thun, ihr freudig Helfen,

sanftes Trösten, kurz jener ganze Zauber ihrer Nähe. — — —

Der Hund war weniger liebevoll, — aber äußerst praktisch behülflich, — er zog noch aus den Binsen das Gepäck, die Reisemütze und den Stock, der tief im Schlamm versunken war.

Mit Hülfe dieses starken Wanderstabes, sich stützend auf den Arm der Moorenfürstin, gelangte Rudolf Seeberg dann glücklich, wenn auch langsam vorwärts. Er hatte sich nicht dazu entschließen wollen, zu warten, bis Helene Hülfe von Wallmohden herbeigeholt. Sie schritten auf den schmalen Pfaden hin, die der Hund gefunden, und auf welchen Pascha auch jetzt als sicherer Leiter und Führer voranging. Oft zwang der Schmerz den Leidenden, still zu stehen, und stärker stützte er sich dann auf seine treue Helferin, — ihr mildes, freundliches Wort, der Ton ihrer Stimme, weicher und melodischer, als er ihn je gehört und sie auch je gesprochen hatte, dies Alles gab ihm stets von Neuem Kraft, und immer, wenn sie redete, voll Sorge und Bedauern sich bemühte, ihm zu helfen, vergaß er darob nicht nur oft sein Leiden — nein, er beklagte kaum den Unglücksfall, der ihm die Tiefen eines Her-

zens öffnete, das er entschlossen war, sich zu erringen. —

Die kleine Caravane erreichte Lady Lorry ohne weiteren Unfall. Als man glücklich an dem Weiher stand, auf gutem Wege nun war, als Seeberg dann mit Helenens Unterstützung einer Weide niedern Stumpf erstieg und auf das Pferd sich schwang, das sie ihm anbot, da dankten Beide Gott aus vollster Seele, daß er sie hergeführt hatte, ihn zu retten. — Diese letzte mitsammen verlebte Stunde band sie auch, wie Beide fühlten, aneinander, fest — unauflöslich und für immer!

Eine kurze Strecke legten sie zurück im monddurchglänzten Schein des Nebels, da gewahrten Beide in der Ferne den rothen Flammenstrahl der Fackeln. Helene sandte Pascha fort, die Boten zu bedeuten, wo sie waren, denn von dem rechten Wege waren sie noch weit ab. Als der kluge Hund die getrennten Parteien näher führte, und den Boten Fräulein Reginens die Richtung angab, wo seine Herrin weilte, da begegneten Jene bald den Beiden auf dem pfad- und baumlosen Striche Landes der Haide: Rudolf Seeberg, sanft getragen von der zahmen Lady Lorry, Helene Adelka an der Seite ihres Pferdes, stets am Zaum es führend, und genau beachtend, wo eine

tiefere oder höhere Stelle auf dem Wege war, damit kein Stoß Den je erschüttere, den jegliche stärkere Bewegung mehr schmerzte, wie sie bemerkt hatte.

Er ließ sie willenlos das Alles thun, er stand unter ihrer Herrschaft wie durch einen Zauber, und fest und fester ruhte auf ihr der Blick, als sie so langsam vor ihm herschritt durch die stille Haide, — umstrahlt vom rothen Schein der Fackeln, umglänzt von jenem helleren Licht der Liebe, — dieser stummen, aufopfernden Liebe eines reinen, treuen Weibes, das sorglos giebt von seinem reichen Schatz des Fühlens und Empfindens, — aus diesem Quell, der ewig unversiegbar bleibt, — aus diesem Schacht, der unergründlich ist, und dessen Tiefen immer neue goldene Adern bergen und für Den eröffnen, der nur versteht, dies ächte Gold zu suchen, und voll nach seinem wahren Werthe abzuschätzen weiß.

Zehntes Kapitel.

„Werneck, unser Original ist wieder da!" — Dieser Ruf durchtönte im Spätherbst nicht nur mit einer Art von Feuerlärm ganz Derenfelde, sondern Frau Friederike ließ sich's auch angelegen ein, die Kunde mit dem Zusatze zu verbreiten: „Wir geben von Neuem Zeichenstunde!"

Alt und Jung, Groß und Klein wallfahrtete zu dem heimgekehrten Künstler. Während Männer und Jünglinge ihm zum herzlichsten Willkommen die Hand schüttelten, hing sich der Kreis der uns bekannten „alten Zeichenstunde" an seinen Hals und rief unter Lachen und Thränen: „Väterchen, daß Du uns verlassen konntest? Daß Du leben konntest ohne uns, Deine Lieblinge!"

Dem alten Original rannen die Thränen über die gefurchten Wangen beim Anblick all' der Liebe und Herzlichkeit, die man ihm entgegentrug. Er

war gerührt, erschüttert; er versicherte, nun auch bis zum Tode in Derenfelde bleiben zu wollen, und lachte erst wieder, als seine munteren Schülerinnen ihm prophezeiten, da er nun einmal Wandervogel geworden sei, würde er es auch bleiben und bald wieder eine Reise machen.

Die alte Zeichenstunde beschloß, ihres geliebten Lehrers Ankunft im kleinen Kreise bei der jungen Commerzienräthin Therese am Abend zu feiern, um baldmöglichst und endlich darüber in's Klare zu kommen, warum er eigentlich Derenfelde verlassen habe, und wie es gekommen sei, daß er jetzt heimgekehrt wäre. In dem Wirrwarr, der in Werneck's Stube herrschte, wo jede neue Minute einen alten Freund und Bekannten brachte, da war an eine ruhige Unterhaltung gar nicht zu denken. Am Abend des Tages aber, am Theetische bei der Präsidentin ihres Kreises, der Commerzienräthin, da erfuhren der Moorenfürstin Freundinnen, daß ihr Väterchen damals von einem Neffen abgeholt sei, der ihn auch jetzt auf sein Verlangen bis Derenfelde begleitet habe, dort aber selbst nicht geblieben, und in eigenen, sehr traurigen Angelegenheiten gleich weiter gereist wäre. —

Ob Werneck diese Nachrichten nun auch ganz

verständlich gab, wenn schon seine Ausdrucksweise dieselbe geblieben war, und die gedankenvollen „hm — hm" — sowie die kleinen Pausen der Zerstreutheit nicht fehlten, — so sahen seine alten Schülerinnen ihn doch so verwundert, so bestürzt an, daß er staunend fragte: „Was habt Ihr nur?"

Statt aller Antwort fragten Alle im Chor: „Was wir haben, gilt jetzt nichts, — sage Du uns nun erst, wie viel Neffen Du eigentlich hast."

„So viel ich weiß, zwei! Rudolf und Joseph Seeberg."

„Mit welchem reisest Du jetzt? — Du reisest mit Rudolf, dem Römer?" schrie der Chor von Neuem.

„Gewiß, Kinder, denn der Andere ist ja todkrank; doch wie solltet Ihr das wissen?"

„Wir das nicht wissen? — Doch sag' uns noch Eins: wohin jener edle Römer reiste."

„Zu seinem kranken Bruder."

„Wie — was — er reist zur Moorenfürstin? — Die Beiden kommen endlich wieder zusammen."

Die ganze junge Schaar sprang auf und tanzte jubelnd durch die Stube; Werneck aber fragte voll Staunen:

„Zur Moorenfürstin?"

„Gewiß! — Der kranke Joseph ist ja in Wallmohden!"

„Ist dort denn auch die Moorenfürstin?"

„Das weißt Du nicht? — — Entsinnst Du Dich nicht des Schlosses Valmeaudans, das man seit lange schon Wallmohden nennt?"

„Und da — dort ist mein Neffe Joseph. Er ist, so viel ich weiß, bei dem Neffen einer Dame Dondorf."

„Bei Berthold Adelka, bei ihm, der nach den sieben mageren Jahren nun endlich in die fetten gekommen ist, und alle Tage wohler und gesunder wird. — Doch sag', wie kam denn das nur, Väterchen, daß Du nicht erfahren, Dein Neffe Joseph sei Lehrer bei der Moorenfürstin Bruder?"

„Ja, das ist sehr natürlich, er hat es nie geschrieben, und Rudolf wußte es ja auch nicht! — Warum sagtet Ihr's ihm übrigens nicht in Ems — warum erzählte es ihm wohl die Moorenfürstin nicht? Die sprach er doch noch länger auf Burg Stein."

Jetzt war das Staunen auf Seite der Mädchen und Frauen, und lebhaft riefen sie fragend durcheinander, wann, wo sie ihn gesehen haben sollten, und daß es wohl ein Irrthum sei, daß

die Moorenfürstin ihn auf Burg Stein gesprochen hätte.

„Ein Irrthum? — O nein, er sprach ja mit Euch Allen, und hat die Moorenfürstin in Ohnmacht gefunden!“ entgegnete Werneck ruhig.

„Mit uns gesprochen? — Väterchen, wenn der Neffe Dir das erzählt hat, kannst Du dann für seine vollen Sinne bürgen?“

„O ja gewiß — dieser Professor ist ein ganzer Mann.“

„Professor? — Nun da haben wir's ja — er hat noch einen dritten Neffen, der Professor ist und auch Rudolf heißt. Wir reden von dem Künstler, dem Candidaten, der sich drinnen bei Trüff und Beppchen versteckt hatte, der Moorenfürstin ihr Batisttuch nahm, und dann nach Rom als Maler ging.“

„Das ist eine und dieselbe Person, Kinder, nur von dem Tuche weiß ich nichts. Der Candidat ist jetzt Professor. Der hat's mit gut gemacht für mich, was ich verbrochen, und vertritt die Ehre unserer Familie sehr gut.“

„Und ihn sollten wir kennen?“

„Ja, mindestens glaubte ich das, da er mir doch von Euch Allen erzählte, die er damals an jenem Morgen in meiner Stube gesehen.“

„Kinder!“ rief Suschen Wolf, „das wird der Maler sein, der in der Ruine stand, und uns nachher berichtete, wo die Moorenfürstin sei.“

„Der?“ entgegneten die Anderen staunend, und Therese, als die Praktischste, setzte hinzu, um sicher zu sein: „Ist Dein Neffe Rudolf ein schöner Mann mit großem schwarzen Barte?“

„Ja — leider — sehr großem Barte, der höchst unvortheilhaft für die feinen Linien seines Gesichtes ist, das in der That —“

Der alte Maler wurde unterbrochen durch die Ausrufe: „Leider? — unvortheilhaft?“ und Alle setzten die Erklärung hinzu: „Der Bart ist schön!“ Werneck meinte lächelnd:

„Nun, wenn Ihr das findet, muß es wohl wahr sein!“ dann verlor er sich in Nachsinnen, warum Joseph wohl nie geschrieben hätte, daß er auf Schloß Valmeaudans bei der Moorenfürstin lebe, und kopfschüttelnd rief er am Ende seiner Betrachtung: „Seltsam, zu seltsam von dem Einen, fast zwei Jahre lang nie den wahren Namen seines Zöglings zu nennen, eben so sonderbar von dem Andern, den Kindern auf Burg Stein nicht zu sagen, daß er mein Neffe Rudolf sei!“

Die jungen Frauen und Mädchen, die der alte Lehrer noch immer Kinder nannte, fanden es am

wunderbarsten, bei diesem allgemeinen Schweigen der Neffen über die interessantesten Punkte, daß auch die Moorenfürstin so versteckt gehandelt und ihnen auf Burg Stein nicht gesagt hatte, daß jener Fremde Rudolf Seeberg, der Candidat mit dem Tuche, der italienische Maler gewesen sei, den sie den „edeln Römer" getauft. —

Man theilte Werneck nicht nur diesen Verrath an der Freundschaft mit, — man erzählte ihm auch Anderes, und bald war's ihm denn kein Räthsel mehr, warum der Herr Professor so gar viel nach Helene Adelka gefragt hatte, und warum die Moorenfürstin zu ihren Freundinnen über die Begegnung mit Dem geschwiegen, mit welchem sie kurz zuvor, auf Burg Nassau, so viel geneckt worden war.

Wie gespannt waren jetzt Alle auf die ferneren Nachrichten aus Wallmohden, über „die interessanten Beiden," wie man nun die Moorenfürstin und den edeln Römer gemeinsam benannte. Fräulein Regina wurde mit Briefen und Bittschreiben überschüttet, ja Alles zu schreiben, und jubelte man laut über das Erste, was sie mittheilte, über die Begegnung im Moore, wo Helene die Retterin des Geliebten geworden, — so gerieth drei Wochen später, bei Fräulein Reginens zweitem Briefe,

über die Herzensangelegenheit der „interessanten Beiden,“ nicht nur die ganze kleine Freundesschaar — nein auch Werneck außer sich. Die Nachrichten lauteten dahin, der kranke Bruder sei von der wahnsinnigsten Eifersucht gegen den Professor erfüllt, der eine himmlische Geduld bei allen bösen Ausfällen beweise, und sie — Fräulein Regine — glaube und fürchte, daß der ältere Bruder den jüngeren zu sehr liebe, um mindestens jetzt schon seinen Gefühlen für Helene Ausdruck zu geben.“

Und Fräulein Regine hatte darin recht, dieses Mal vollkommen recht mit ihren Behauptungen. — Die brennende Eifersucht, die Joseph Seeberg erfüllte, hinderte sogar das rasche Vorschreiten der Genesung. Er war von dem Frankenthaler Doctor, Herrn Behrends, für gerettet erklärt; doch die steten inneren Aufregungen, die ihm die Anwesenheit seines Bruders bereiteten, der Tag für Tag, Stunde um Stunde mit der Moorenfürstin zusammen war und, wie er hörte, von dem jungen Mädchen auf das treueste gepflegt und auf's beste unterhalten wurde, diese aufreibende Qual der Gedanken, ließ das Fieber nicht so schnell abnehmen, wie es die Bemühungen des Arztes und der gute Verlauf, den die Krankheit genommen, ermöglicht hätten.

Der lebendige Wunsch des jungen Candidaten, zu genesen, und dann noch einmal mit Helenen über seine Liebe zu sprechen, dies machte ihn endlich ruhiger und gesunder. Wie erschrak aber Helene, als er eines Morgens, in den ersten Tagen des Decembers, ohne Anmeldung ihr Zimmer betrat und in eben so ungestümer, wie leidenschaftlicher Art ihr seine Liebe von Neuem erklärte, die sie schon einmal, nach seinen Briefen aus der Schweiz, zurückgewiesen hatte.

Wäre sie nicht, trotz ihrer Milde und Güte, die ruhig ernste, fest entschlossene Natur gewesen, die sie war, er hätte sie außer Fassung bringen können mit all' den Beweisen ihrer Liebe zu ihm, die sie ihm, seiner Ansicht nach, gegeben haben sollte. So erschreckte er sie nun zwar; doch mit der Milde und dem Ernste, der ihrem ruhigen Charakter eigen, widerlegte sie seine Behauptungen und sprach freundlich:

„Haben Sie auch recht darin, daß ich hier achtzehn Monate in tiefer Einsamkeit mit Ihnen zusammen verlebte, so war Liebe zu Ihnen nicht der Grund, der mich an Wallmohden gefesselt hat, und ich bedauere innig, daß meine Anwesenheit in meinem eigenen Hause, die Liebe zu meinem kranken Bruder, dessen steter Gesellschafter Sie waren,

solchen Wahn in Ihnen erweckte, als hätte ich allein Ihretwegen meine Zeit diesem Bruder gewidmet."

„Und wollen Sie etwa leugnen, daß all' Ihre Freundinnen jenen Wahn getheilt haben?" rief er heftig, „wollen Sie ableugnen, was ich in Ems gehört, wie alle Ihren Onkel von Ihrer Neigung zu mir in Kenntniß setzten?"

„Für Anderer Thun und Denken bin ich nicht verantwortlich!" entgegnete Sie mit heißem Erröthen. „Ich liebte Sie nie!"

„Aber für Ihr eigenes!" setzte er leidenschaftlich hinzu, „denn bin ich nicht der Dritte, den Sie unglücklich gemacht haben durch Ihre Koketterien und Herzlosigkeiten? — Zogen Sie nicht erst Theodor von Dannstedt an, um ihn dann wieder zu entlassen? — Waren Sie nicht so gegen Heinrich Adelka gewesen, daß er sich berechtigt hielt, auch um Sie zu werben? — O glauben Sie, ich hab's gehört, was er zu Ihnen sagte im Garten seiner Villa zu Ems, und ich sah auch, wie Sie die Erklärung aufnahmen. — Wollen Sie mich glauben machen, daß sein Geständniß Sie damals eine Secunde beseligte, und daß Sie seinen Antrag ablehnten aus anderen Gründen, als die

Alle ahnten? Und wären Sie jetzt nach Wallmohden geeilt, wenn Sie mich nicht liebten?" —

Helene Adelka fühlte mit tiefem Schmerze, daß der Schein in mancher Beziehung gegen sie war. — Um diesen zu retten, konnte sie aber nichts thun, denn Der, der sie mit Vorwürfen belastete, war der Bruder dessen, den sie liebte, und unmöglich konnte sie ihm selbst nur andeuten, daß Neigung zu einem Andern die Triebfeder all' ihrer Handlungen gewesen; daß aus Liebe zu seinem Bruder sie wie eine Schwester gegen ihn gewesen war; daß sie Theodor von Dannstedt nicht geheirathet hatte, weil sie einzig auf Den gehofft, der als Erinnerung ihres ersten Sehens ihr Tuch mit sich genommen, — daß sie Heinrich Adelka's Antrag abgelehnt hatte, weil sie nun bestimmt wußte, Den zu lieben, der ihr so fest ein Wiedersehn verheißen.

Wie entsetzte sich daher Helene, als Joseph Seeberg ihr stummes Schweigen auf seine anklagenden Fragen als Reue deutete, obschon er recht gut wußte, daß sie nur aus mädchenhafter Scheu und in der Angst nicht sprach, ihm ihre Liebe zu seinem Bruder zu enthüllen, die er längst errathen hatte. Im sanften, salbungsvollen Tone, der ihm so eigen war, sagte er:

„Wollen Sie durch Ihr jetziges Kommen Frü-

heres sühnen, theuerste Helene, so will ich nicht nur alles Weh vergeben, das Sie seit Monden mich erdulden ließen, — nein, ich will es auch vergessen und Ihnen ewig danken, daß endlich Sie Ihr stolzes kaltes Herz bezwungen haben."

Ihre ruhige ablehnende Antwort brachte ihn so außer sich, daß Fräulein Regine, die angsterfüllt im Nebenzimmer gelauscht hatte, für gut befand, den Bruder herbei zu holen, damit er Helene von dem Rasenden befreie, wie sie in ihrem Innern den Herrn Candidaten nannte.

Die gute Fräulein Regine, deren Posten immer an den Thüren war, hinter denen sich Wichtiges ereignete, erschrak nicht wenig, in Herrn Professor Seeberg an dem Morgen einen Gefährten dieser Leidenschaft zu entdecken, denn als sie hastig, wenn auch leis und behutsam, die Thüre ihrer Stube öffnete und hin in den kleinen Salon trat, der vor ihrem und Helenens Privatzimmer lag, fand sie dort Den, den sie suchte, bleich wie der Tod an einem Stuhle lehnen, der sehr nah' der Thür stand, hinter welcher sein Bruder weilte.

Rudolf Seeberg nahm's ruhig hin, überrascht worden zu sein, — Fräulein Regine fand seinen

Lauscherposten aber wenig entehrend, als er offen sagte:

„Doctor Behrends hatte mir eben angerathen, dem Grunde nachzuforschen, der meinen Bruder heute schon aus dem Krankenzimmer getrieben, und es ist der, den wir Beide befürchtet haben — seine andauernde Liebe zu der Herrin dieses Hauses.“

In dem Augenblick, wo er diese Worte beendet, stürzte Helene mit allen Anzeichen heftigster Aufregung in das Vorzimmer, und als ihr Wink jene Beiden rasch in ihr Gemach trieb, fand man Joseph Seeberg ohnmächtig am Boden.

Fräulein Regine leistete dem Bruder in ihrer energischen Weise Beistand, und sie trugen den Bewußtlosen schnell in sein eigenes Zimmer. Joseph Seeberg erwachte zwar nach allen Essenzen des Fräuleins zu neuem Leben, verfiel aber schon eine Stunde später in so hitziges Fieber, daß man das Schlimmste befürchtete, und verzweifelnd saß der Bruder an dem Lager des Kranken.

Seine eigenen Worte: „Vielleicht büßt er gar mit dem Leben diese unselige Liebe!“ traten wie Schreckgespenster an ihn heran, und zerfolterten mehr und mehr seine gemarterte Seele.

Fräulein Regine fand in ihrer Gutmüthigkeit

für gerathen, den so sichtbar leidenden Professor, der ihr ganzer Liebling war, zu trösten, und that dies mit Worten, deren jedes einzelne ihm bewies, was er ja lange wußte, daß die junge Moorenfürstin einzig aus Liebe zu ihm so freundlich mit dem Bruder verkehrt hatte. Wie erschrak die gute alte Dame, als er in tiefer Trostlosigkeit ausrief: „Kann und darf ich denn, bei meiner Liebe zu dem Bruder, mein Glück über dem Grabe seiner Hoffnungen begründen?"

Fräulein Regine beschäftigte sich mit dieser Gewissensfrage noch, als längst Doctor Behrends gekommen war und sie Alle über den Zustand des Kranken beruhigt hatte. Ihr Nachdenken endete mit dem Entschlusse: „Das müssen die Kinder wissen!" Und eine Stunde später sprengte ein Bote mit der Brieftasche durch die Haide.

Auf Helenens Frage, ob man vielleicht noch den Arzt der Stadt holen lasse, entgegnete die alte Dame lächelnd:

„O nein, mein Kind! — Ich habe für uns Alle nur beruhigende Pulver aus Derenfelde verschrieben."

Elftes Kapitel.

Was die Seele einzelner, feiner organisirter Naturen wie eine Centnerlast drückt, und sie Stunden, Tage, Wochen quält, das werfen wiederum Andere als leichtesten Ballast von sich und denken keine Secunde weiter daran.

Die Gewissensscrupel Rudolf Seeberg's, der nach einem wochenlangen beseligenden Zusammensein mit Helenen endlich Ausdruck in der bangen Frage fand: „Kann ich über dem Grabe seiner Hoffnungen mein Glück erbauen?“ — dies war ein Scrupel, der — wie wir wissen — die junge Moorenfürstin schon länger in ähnlicher Weise gequält hatte und auch fort und fort als dunkler Schatten über dem berauschenden Glücke jener Zeit lag, wo sie ihm nicht allein nahe war, — nein, auch für ihn sorgen durfte und ihn pflegen konnte.

Rudolf Seeberg hatte sich beim Einbrechen in die Torfgrube in der That den Fuß verstaucht. War er nun an dem Abende des Unglücks aber schon geneigt gewesen, die Sache als ein Glück zu betrachten, indem er dadurch nicht nur auf der Moorenfürstin Theilnahme und Fürsorge angewiesen worden, nein, auch bemerkte, wie freudig sie für ihn Alles that, so waren die Beweise ihrer Zuneigung an dem Abend in der Haide doch ein Nichts gegen ihr liebevolles und aufopferndes Bemühen in der ganzen Zeit, wo er gezwungen war, das Zimmer zu hüten, und unabläßig liegen mußte, den kranken Fuß zu schonen.

Da hatte sie ihm vorgelesen, vorgesungen, für ihn geschrieben und gearbeitet, und in offenster Weise das Geheimniß ihres Herzens ihm dargelegt. In diese Zeit des Glücks hatte nur seines Bruders Krankheit störend eingegriffen, und jetzt stellte sich des Bruders dauerndes Hoffen als theilweise unüberwindliches Hinderniß zwischen seine Sehnsucht und die so nahe liegende Erfüllung ihrer beiderseitigen Wünsche.

Der Scene zwischen Joseph Seeberg und Helenen war Tags darauf eine Katastrophe unter den Brüdern gefolgt; denn kaum von seinem bösen Fieberanfall befreit, hatte Joseph's Groll und Zorn

über die neue Abweisung Helenens sich gegen Rudolf gewandt, und er diesen in der ungerechtesten Weise beschuldet, die Veranlassung all' seines Unglücks zu sein.

In dieser Stunde bittersten Angriffs und bösester Anklage hatte Rudolf endlich eingesehen, wie recht stets seine Mutter gehabt, wenn sie den jüngeren Bruder als eifersüchtig auf ihn bezeichnet hatte. Wie beneidete er ihm Alles, und wie war Eifersucht die Triebfeder seiner ganzen Handlungsweise gewesen; denn offen gestand er ihm, schon damals an jenem Christabend in O..dorf seine Neigung für die Moorenfürstin herausgefühlt zu haben. — Neben aller Eifersucht dann noch die Intrigue! Wie geschickt hatte er operirt, um Lehrer Berthold Adelka's zu werden und dadurch in Helenens Nähe zu kommen, deren liebliche Schönheit ihn gefesselt, als er im Auftrage seines Onkels nach Derenfelde gereist war. Hatte Joseph Seeberg nicht allein den Maler Werneck geschickt benutzt — war er doch gewissermaßen betrügerisch zu Werke gegangen, als er Helene glauben gemacht, der Neffe, der sich um die Stelle bemühe, sei Der, den sie gesehen hatte. All' dies würde Rudolf dem Bruder doch eher verziehen haben, da Liebe, blinde Leidenschaft das Motiv seines

Handelns gewesen, wenn er nicht jetzt, neben all' seinem Haß gegen ihn, noch auf die alte Liebe gepocht und seine Krankheit zum Vorwand genommen hätte, in kleinlichster Weise sein Glück zu hintertreiben. Drohend rief er ihm zu: „Erringst Du ihre Hand, giebst Du mir, Deinem Bruder, den Tod!"

Jene dunkle, finstere Stunde unter beiden Brüdern büßte der eine mit körperlichen Leiden, der andere mit einer Seelenpein und Qual, die das ihm treu ergebene Herz Helenens fast zerrissen; denn nur zu deutlich sah sie es ihm an, wie tief des Bruders Groll und Haß ihn schmerzte, wie es ihn beängstigte, die bösen Folgen seiner Heftigkeit ihn so büßen zu sehen, wie sie jener in der That durch schlimmen Rückfall büßte.

So schwer nun jene Beiden die ernste Prüfung ihrer Liebe aufnahmen, — so leicht die Freundinnen Helenens, denen Fräulein Regine Dondorf die neuen Ereignisse in Wallmohden meldete, und was der Professor gesagt hatte.

„Dummes Zeug!" riefen sie nach Lösung dieser Gewissensfrage Rudolf Seeberg's aus, „Thorheit, daß sie alle Drei unglücklich sind, während es hinlänglich genug wäre, wenn es Einer ist."

Nach dieser äußerst praktischen Ansicht eilte

die „Zeichenstunde“ zu ihrem alten Lehrer, und rief ihm zu: „Nun, Väterchen, ist's die höchste Zeit, daß wir in's Moor reisen, denn unsere interessanten Beiden gerathen in's Stadium der Entsagung, und kommen sicherlich nicht ohne unsere Hülfe zusammen.“

Werneck erschrak nicht wenig, abermals und wieder um diese böse Jahreszeit reisen zu sollen, und fragte, ob man nicht warten wolle bis zum Sommer. Man lachte ihn aus und begann seine Sachen zu packen, indem man seine Angst vor dem Moore und einem Erlebniß in der Torfgrube — das er nun mehr fürchtete wie das Coupé einer Eisenbahn — durch die Versicherung beschwichtigte: daß die Nebel jetzt zu Ende wären, und sie nur am hellen Tage durch die Haide fahren würden.

So sagte er denn ergeben: „Nun, wie Ihr wollt, Kinder,“ und setzte sich, in einen Pelz des Commerzienraths Dondorf gehüllt, in den Reisewagen.

Das alte Derenfelder Original und seine muntere Zeichenstunde brach inmitten des Schnees wie Frühling ein in's öde Moor; sie kamen wie erquickender Regen nach heftigem Gewitter und drückender Schwüle; — sie wirkten belebend auf

die abgespannten Kräfte der Bewohner Wallmohdens, und trugen Licht und Sonnenschein in alles Dunkel, das seit jenen bösen Scenen und der letzten Katastrophe mehr oder minder über Aller Herzen wie eine finstere Wolke hing. Der alte Onkel wurde ein Segen für seinen Neffen, den jungen Herrn Professor, — die Frauen und Mädchen für Helene, für ihre über Alles geliebte Moorenfürstin.

Durch Werneck erfuhr Rudolf Seeberg die ganze Emser Expedition der alten Zeichenstunde, und wie traurig auch der Ausgang für seinen Bruder gewesen, — er mußte doch herzlich lachen, als sein Onkel ihm in seiner originellen Art und Weise von dem Unternehmen der Freundinnen erzählte, und Heinrich Adelka's Einschreiten dagegen schilderte.

In gedankenvolles Schweigen versank er aber über der Moorenfürstin consequentes Schweigen über ihn! — Wie paßte dieses so ganz in das stille Heiligthum ihrer Liebe, in das nur Der einen Blick werfen durfte, dem sie tief im Herzen einen Altar errichtet hatte.

Und hätte etwas seine Liebe für Helene Adelka steigern können, so jene Theilnahme und Bewunderung ihrer Freundinnen für die Auserwählte

ihres Kreises. Lächelnd ruhte oft sein Blick auf dieser muntern Gruppe, die so nichts in den langen sechs Jahren von jenem natürlichen Grundton ihres Wesens eingebüßt, und sich nur in ihren Umrissen zu Vollkommnerem gestaltet hatte; — laut lachte er aber oft auf bei ihren komischen Einfällen, ihrer ungebundenen Ausdrucksweise, welche ihn immer und wieder an den Morgen mahnte, wo er, angezogen durch ihren jugendlichen Uebermuth, sie belauscht hatte, und dadurch der Grundstein zu seiner Liebe für die Moorenfürstin gelegt worden war.

Und wie gefiel er jener muntern Schaar? — Er verwirklichte die ungewissen Träume, die sie von etwas „ganz Apartem" für ihre Freundin gehegt, und eine jede von ihnen war befriedigt von der Wahl der Moorenfürstin.

Helenens böse Befürchtungen, die ihr Herz bedrückt und ihren Geist umnachtet hatten, schwanden mehr und mehr bei der Anwesenheit ihrer heiteren Jugendgefährtinnen. Diese griffen das unglückliche Verhängniß, das durch Joseph Seeberg's Krankheit über ihrer Liebe waltete, von jener praktischen Seite an, die keine Ideen an Aufopferung und Entsagung zuläßt; — sie machten sie lachen und zerrissen so der Schatten Dunkel, das über

der Sonne ihres Glücks lagerte — kurzum, die alte Zeichenstunde bewährte sich als das, wie Fräulein Regine sie benannt hatte: „als beruhigendes Pulver.“

Der Frankenthaler Arzt, Doctor Behrends, sorgte auch dafür, daß seines Patienten Rückfall nicht die schlimme Wendung nahm, die jene Aufregung in der Zeit der Genesung leicht hätte bewirken können; und obschon es den Anschein hatte, als opfere er sich durch seine jetzt beinahe beständige Anwesenheit in Wallmohden, für Joseph Seeberg auf, — so war doch der Derenfelder kleine Freundeskreis eine zu gewitzigte Schaar, als daß sie nichte Alle zu ihrem höchsten Jubel bald erkannt hätten, wie das „dicke Suschen“ ein noch größerer Magnet für den schlanken Doctor Behrends war, denn die Fiebererscheinungen des leidenden Candidaten.

Suschen Wolf war, als einzige Tochter des Derenfelder Kreisphysikus, in Bezug auf Vermögen eine glänzende Partie für den armen Arzt, — in Hinsicht ihres guten einfachen Charakters, aber die beste, die er machen konnte. — Neben dem Hauptgeschäft der alten Zeichenstunde, „die melancholischen interessanten Beiden“ zu zerstreuen und zu erheitern, da fanden Alle noch Zeit, Sus-

chen und den Doctor zu protegiren, die sich von Tag zu Tag mehr in einander verliebten, und ihnen hundertfachen Stoff zu Witz und Neckereien lieferten.

Fräulein Regine ließ es sich aber nicht nehmen, diese neue Neigung nach ihrer Heimathstadt zu berichten, und als Suschen's Vater „in Gottes Namen" zu der Partie gesagt, weil er als Vater der Einen dieser energischen Corporation recht wohl wußte, daß Einwand erheben da nichts nützte, wo sie etwas wollten, nach diesem: „in Gottes Namen" kam Alles in noch bessere Laune.

Gegen Mitte des Decembermonds war Doctor Behrends mit Suschen verlobt, und Joseph Seeberg so weit hergestellt, in Begleitung des Arztes nach D..dorf reisen zu können, wo jener Luft und Umgebung zuträglicher für seinen Patienten hielt, als in Wallmohden — und in Helenens Nähe.

An dem Tage, wo Beide abgereist und wo zugleich der letzte Tag der Anwesenheit der alten Zeichenstunde in Wallmohden war, — da brach der Damm, den Rücksicht gegen den Kranken zwischen zwei Herzen errichtet hatte, die längst in jedem ihrer Pulsschläge Eins waren.

Am Abend dieses frohen Tages leuchtete nicht

nur der Schein hell brennender Kienfackeln durch das öde Moor, sondern des kleinen Schlosses helle Fenster, sandten den glänzendsten Lichtschein noch lange nach Mitternacht, durch die dunkle Haide. In Wallmohdens altem Hause, das Helenen lieb gewesen seit der Kindheit Tagen, und wo sie all' ihren Freundinnen so viel frohe Stunden verschafft hatte, — da wurden diese Freundinnen nicht müde, die frohste Stunde in dem Leben ihres Lieblings zu feiern und immer von Neuem unter Jubelruf zu sagen:

„Nun sehen wir endlich wieder unsere Moorenfürstin glücklich!"

Wie spät man sich aber auch nach dieser fröhlichen Verlobungsfeier trennte, am nächsten Morgen, in der Frühe, als die aufgehende Sonne mit ihren Purpurflammen die Schneegefilde des Moores mit rosigem Schein überhauchte, — ihre ersten hellen Strahlen die mit Reif bedeckten Ginsterbüsche der Haide und des Gartens wie mit Brillanten übersäete, da stand die Moorenfürstin, ihrer Gewohnheit gemäß, schon wieder im Freien, und schaute freudestrahlend hin auf die Pracht des jungen Morgens, die frisch und glänzend — rein und schattenlos, so wie ihr junges Glück, das sie voll Seligkeit durchbebte. — — Da knisterte der

Schnee, — da fielen schaumig weiße Flocken wie silberhelle Blüthen von den Büschen auf sie nieder, — Helene wandte sich voll froher Ahnung um, und vor sie hin trat rasch aus schneeumhangenem Binsenpfade der Geliebte. —

Ja, — in dem kalten Winter der Natur knospt oft des Herzens reichster Frühling, und da der Gott, der unsere Welt beherrscht, nicht nur ein gütiger, auch ein gerechter Lenker des Schicksals Aller ist, die seine Kinder heißen, so ist für ihn kein Pfad zu abgeschnitten, kein Ort zu abgeschieden und zu einsam, daß er nicht dort, wo er auch seine Sonne scheinen läßt, des Glückes Strahlen hell und glänzend senden könnte! —

Jene Beiden, tief in dem öden Moor, empfanden dies an dem Morgen mit lautem Dank gegen seine Gnade; sie fühlten, inmitten des kalten Winters der Natur, warm und belebend ihres Herzens schönsten Frühling! — Symbolisch wurde auch für sie, daß, wie sie so da standen, die Sonne leuchtend über ihnen aufging, strahlend hell den ganzen Horizont durchflammte, und so weit Beider Auge der Erde ausgedehnte Fläche sah, Alles licht und geebnet war.

Zwölftes Kapitel.

So glücklich und gesichert sich das Schicksal der einen unserer beiden Fürstinnen noch im Laufe jenes Jahres gestaltete, — eine ähnliche Wendung nahm das der schönen Vera später.

Ihre Schwester Katharina, nach deren Leben die junge Fürstin Surowieff einst so gern ihr eigenes Loos umwandeln wollte, — diese griff in Ems dadurch in das Schicksal der schönen Frau ein, daß sie gerade in dem Augenblicke bei ihr anlangte, wo das Ehepaar im Begriff stand, sich für ewig zu trennen.

Frau von Dannstedt erfuhr die Ursache. Sie beschwichtigte für's Erste den Zorn des beleidigten Gatten und bat ihn um Geduld und Nachsicht; — sie verwandelte in Demuth den Hochmuth der verblendeten Schwester, welche sich anfangs zu keiner Bitte um Verzeihung, dem beleidigten Ge=

mahl gegenüber, verstehen wollte und reuelos auf ihr Thun hinblickte, das jenen Entschluß vollständiger Trennung in ihm hervorgerufen hatte. — Frau von Dannstedt nutzte die eigenen bitteren Erfahrungen ihres Lebens zum Wohle ihrer geliebten Schwester aus. Sie legte der schönen Vera ein offen Bekenntniß ihrer eigenen Thorheiten ab, und stellte das Bild ihrer dunkeln Vergangenheit in grellen Farben als Warnung für deren Zukunft hin; sie beschwor sie mit der ganzen, ihr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit, Alles zu thun, um ihren Ruf zu wahren, — nichts zu unterlassen, um sich für's Leben den sichern Schutz einer starken Hand zu erhalten. So gelang es Frau von Dannstedt, durch die Macht und Gewalt ihrer eindringlichen Worte, jene Grundvesten im Sein und Wesen beider Gatten zu erschüttern, die nicht allein die starren Klippen gewesen waren, an denen bisher das Glück ihrer Ehe gescheitert, sondern — die nun der Strudel zu werden drohten, in dem ihrer beiderseitigen Zukunft letztes Heil versinken konnte. Dies war sein Stolz — ihre Eitelkeit.

Die durch die verschiedensten Lebensschicksale geprüfte Frau, die seit lange ihren Verstand auf das praktischste ausgebildet hatte, wußte ihre warme Beredtsamkeit durch die Macht kältester Ver-

nunftgründe auf das wirksamste zu unterstützen, und — nachdem sie Beiden angedeutet hatte, was die nächsten Folgen ihres Schrittes sein würden, schilderte sie ihnen auch jene letzte, ewig unausbleibliche Folge eines übereilten Handelns: „die zu späte Reue.“ Sie lenkte voll Verstand Graf Arnstein's Stolz in die Bahn des Edelmuths, den Versuch zu machen, seine Frau zu stützen, wenn sie wankte, und sie zu retten aus allen Banden der Thorheit; — sie leitete voll Gemüth der Schwester Eitelkeit in jene schönen Grenzen weiblichen Ehrgeizes, die volle Liebe und Achtung ihres Mannes zu gewinnen, dessen Jugend sie bereits vergiftet und dessen Leben sie jetzt seit Jahren mit dem Dornenkranze ihrer Schwächen durchflochten hatte.

Was keine Moralpredigt der sittenreinen und sittenstrengen Gräfin Nadine Arnstein zu Stande gebracht hätte, die leichtsinnige Vera zur Einsicht und Vernunft zu veranlassen, erreichte Frau von Dannstedt, diese von ihrer Familie als gefallen und gesunken bezeichnete Frau, welche in der Welt Ruf und Namen eingebüßt.

Und als sie ihr schönes Werk vollendet, bat sie Graf Benno, Heinrich Adelka nach Italien zu begleiten, um jenen Geisteskranken aufzusuchen,

der so seltsame Beschuldigung gegen ihr Schwester ausgestoßen hatte.

Graf Benno erfüllte um so lieber jenen Wunsch und das Verlangen seiner Schwägerin, da er nicht nur fühlte, wie sehr gerade ihr daran liegen mußte, diese dunkle Sache aufgeklärt zu sehen; sondern weil er Heinrich Adelka's Furcht nicht für unbegründet hielt, daß, angeregt durch jene Worte des Geisteskranken, leicht eine Behelligung durch Andere für Frau von Dannstedt entstehen könnte. So geleitete Graf Arnstein denn zuerst seine Frau zu ihrer Schwester Nadine, unter deren Schutz er sie am liebsten sah, und trat dann die Reise mit Heinrich Adelka an.

Frau von Dannstedt begab sich erst auf ihr Gut, wo sie ihren Knaben zurückgelassen hatte, und kehrte, nachdem sie dort ihre Geschäfte geordnet, mit ihm in dessen väterliches Erbe nach Derenfelde zurück, durch welche Handlung sie nicht allein Heinrich Adelka's Vater zu den schönsten Hoffnungen für seinen ältesten Sohn berechtigte, sondern sich auch die verscherzte Zuneigung all' Derer um so eher wieder gewann, als durch Helene und ihre Freundinnen, die alte Zeichenstunde, welche jene in's Vertrauen gezogen hatte, bekannt wurde, wie unschuldig sie an dem Testamente sei,

und was sie angeordnet, um jenes Erbes wieder ledig zu werden. Als dann Graf Arnstein und Heinrich Adelka einige Monate später mit dem Irrsinnigen aus Italien zurückkehrten und durch ihn jetzt Vieles, das man ihr einst als Schuld beigemessen, an's Licht trat, war die Bemühung eine allgemeine, Leonore von Dannstedt derartig in den Himmel zu heben, wie man sie früher zur Erde herabgezogen hatte. Sie war eine der großartig angelegten Naturen, sie konnte verzeihen; und die Art und Weise ihres ruhigen Vergebens gewann ihr die Herzen von Neuem, die einst schon durch ihre Liebenswürdigkeit bezaubert worden. Endlich kam denn die Zeit, daß man die Wahl des alten Banquiers noch billigte und er auch seines Testamentes wegen volle Ruhe im Grabe fand.

In dem Irrsinnigen erkannten Alle einen früheren Diener des verstorbenen Banquiers wieder, der stets wenig Sympathien in der Familie, im Comptoir und Derenfelde überhaupt genossen hatte. Er war aber der Liebling des alten Herrn gewesen, sein hauptsächlicher Vertrauter und Geschäftsführer all' seiner Privatangelegenheiten. Ihm hatte man es sogar einst zugeschrieben, daß Banquier Adelka die schöne Gouvernante seiner

Tochter geheirathet, weil Helene seit lange schon begonnen, seinen Einfluß auf ihren Vater zu annulliren und ihm jenes Recht streitig zu machen, das er sich durch langjährigen Aufenthalt im Hause errungen. Seit Jahren hatte schon ein Kampf zwischen Helenen und diesem Diener bestanden, dessen Folge bei ihm ein bitterer Haß gegen diese Tochter seines Herrn war.

In Derenfelde erwachten seine Erinnerungen beim Anblick der alten Umgebungen und bekannten Personen. Er sagte aus, daß sein Herr, um die von Helenen stets angezweifelten Gesinnungen ihres Verlobten zu prüfen, ein Scheintestament gemacht, das er auch Lieutenant von Dannstedt vorgelegt habe, und um dessen Existenz er allein gewußt. In der Nacht vor des Banquiers Tode, in jenen Stunden, wo er allein bei ihm gewacht, habe Herr Adelka die beiden Testamente verlangt, um jenes zu vernichten, das, wie er sich ausgedrückt, große Irrungen veranlassen könne, im Fall er plötzlich sterbe; es habe ja auch seine Dienste geleistet, und Herr von Dannstedt die Prüfung bestanden, daher solle es nun verbrannt werden. In dem Augenblicke, wo Banquier Adelka aber das Testament zu vernichten getrachtet, war er von einer Ohnmacht befallen worden, nach der er

nicht wieder seine klare Besinnung erhalten, und wenige Stunden darauf gestorben war. Dem Diener hatte sich die Gelegenheit zu einer Privatrache an Helenen geboten; sie war von ihm ergriffen worden, er hatte das gültige Testament an sich genommen und im Hause verborgen. Dieser Betrug, der anfangs mit kaltblütiger Ruhe und Freude ausgeführt war, hatte ihn später gereut, als so vielfacher Verdacht die Universalerbin getroffen, — Furcht vor Strafe aber sein Geständniß zurückgehalten. Er war, um jeder weiteren Versuchung seines Gewissens zu entrinnen, von Derenfelde fortgezogen, in Dienst einer russischen Herrschaft getreten, mit dieser nach Italien gekommen und dort geistig untergegangen.

Vor der Strafe, die ihn in Derenfelde hätte ereilen können, schützte ihn seine Geistesstörung, die für unheilbar galt.

Das Testament wurde nach langem Suchen unter alten Papieren im Hause des verstorbenen Banquiers endlich gefunden, und Heinrich Adelka war der Glückliche, der es entdeckte. Es war mit dem Wappen der Firma gesiegelt und trug die Aufschrift: „Mein einzig gültiges Testament.“ Der Advocat in Derenfelde erkannte es als das an, was Banquier Adelka nach Abschluß seiner

Verbindung mit Leonore von Dannstedt gemacht und worin er seine Frau und deren etwaige Nachkommen zu gleichen Theilen mit seinen beiden Kindern aus den ersten Ehen bedacht hatte.

Rudolf Seeberg freute sich herzlich, daß ohne sein Zuthun und Einschreiten die Sache diese glückliche Wendung nahm und, vor Allem, ihm erspart blieb, eine Verwandte des Hauses anzuklagen, dem er so nahe gestanden, und welche so unschuldig ein böser Verdacht betroffen.

Am glücklichsten, daß Alles sich so gewandt und aufgeklärt hatte, war aber Frau von Dannstedt, und ihre Dankbarkeit gegen Heinrich Adelka, den Leiter und Führer dieser Angelegenheit, war so groß, daß er sie am Hochzeitstage neckend und lachend fragte, ob sie seine Hand und sein Herz aus Liebe oder einzig aus Erkenntlichkeit angenommen habe. Die Antwort mußte befriedigend ausgefallen sein, denn er nannte diesen Tag stets den glücklichsten seines Lebens.

In Derenfelde würde diese Partie weniger günstig beurtheilt sein, wenn nicht zwei Dinge mächtige Hebel für ein gutes Urtheil gewesen. Einmal, daß Heinrich Adelka sich nun fest in seiner Vaterstadt ansiedelte und dort ein eben so hübsches wie angenehmes Haus machte. — Er,

der so lange fern von der Heimath geblieben, hatte demnach nun doch endlich auch eingesehen, daß Derenfelde die Krone aller Orte der Welt sei! — Der zweite Fürsprecher für die Verbindung aber war, als man erfuhr, welch' großes eigenes Vermögen Frau von Dannstedt außerdem noch besaß. Reichthum berichtet stets die Ansichten auf's beste in solchen Fällen, und auch Heinrich Adelka genoß darum das Glück einer milderen Beurtheilung. — Wie jene Urtheile aber auch gelautet haben würden, das Glück jener Beiden hätten sie nicht zu trüben vermocht, das sie im gegenseitigen Besitze fanden, den sie einst schon so heiß ersehnt und der in's Bereich der Unmöglichkeit getreten schien.

Helene nahm an diesem Glücke den innigsten Antheil; Beide waren für sie die bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer Bekanntschaft, und der Umgang mit ihnen gehörte stets, wenn sie mit ihrem Manne in Derenfelde zum Besuch war, zu den angenehmsten Stunden ihres Lebens.

Die heitersten verlebte die junge Frau aber fort und fort im Kreise der alten Zeichenstunde — mindestens meinte Rudolf Seeberg stets nur dann wieder jenes alte Lächeln in den kindlichen Zügen zu sehen, das ihn zuerst in ihrem Gesichte

so entzückt, an jenem Morgen, wo er sie vom Schlafzimmer seines Onkels aus beobachtet, und wo der träumerische Ausdruck bei den munteren Worten ihrer Freundinnen gewichen war.

Dachte Professor Rudolf Seeberg nun aber jenes Morgens, wo ihn das träumerische Gesicht der jungen Moorenfürstin zuerst entzückt, dann erinnerte er sich auch immer ganz unwillkürlich des Urtheils seines Onkels über Helene Adelka, — ein Urtheil, das im Zusammenleben mit ihr seine herrlichste Bestätigung gefunden hatte und das Glück seines Erdendaseins fort und fort ausmachte. Es waren die ihm unvergeßlichen Worte: „Helene Adelka ist eine von Denen, deren reine schöne Züge nichts verheißen, was Herz und Seele nicht in herrlichster Weise zu erfüllen vermöchten; — sie ist eine Perle in dem Geschlechte, das der unechten Diamanten gar so viele bietet!"

Dieses Aeußere Helenens, das stets all' die für sie einnahm, welche sie zum ersten Male sahen, wurde auch ein mächtiger Fürsprecher für sie bei der Mutter ihres Mannes, die im Anfange so sehr gegen sie eingenommen, und ganz unglücklich darüber gewesen war, daß ihr Lieblingssohn von Der bezaubert worden, die ihr zweites Kind an den Rand des Grabes gebracht hatte, und welche

Joseph Seeberg nur „eine herzlose Kokette“ nannte.

Man brauchte in der That Helene nur zu sehen, um das völlig Ungerechtfertigte dieses Urtheils zu erkennen; außerdem besaß die alte Consistorialräthin Seeberg scharfen Blick — ein Auge, das sich nicht täuschen ließ, und gar bald fand sie den Schatz wahren Werths an ihrer lieblichen Schwiegertochter heraus, deren schönes Aeußere nur eine schwache Verheißung ihres Innern war. Wie sich Frau Consistorialräthin Seeberg schnell mit dieser Schwiegertochter aussöhnte — so langsam gewöhnte sie sich späterhin an die ihr stets unsympathische Erscheinung der Frau ihres jüngsten Sohnes.

Diese jetzige Frau Predigerin Seeberg, — zehn Jahre älter wie ihr Mann — ist die bleiche Fräulein Anna Burgen aus Schloß Arnstein! —

Die ihr dankbar verpflichtete Familie hatte ihr ermöglicht, in O..dorf, wo Anna Burgen's Bruder Consistorialrath geworden, das dort bestehende Mädchenpensionat käuflich an sich zu bringen, und Herr Joseph Seeberg, der anfangs erster Lehrer an diesem Pensionate wurde, sah bald ein, wie vortheilhaft es für ihn werden könne, wenn

er versuche, sich zur ersten Autorität dieses Instituts empor zu schwingen.

Es gelang ihm, da Fräulein Anna Burgen ihre Passion für einen Einzelnen des geistlichen Standes späterhin in den Wunsch im Allgemeinen umformte: „Frau eines Geistlichen zu werden.“

Sie genoß vermöge ihrer Häßlichkeit das Privilegium, für äußerst tugendhaft zu gelten, und von dem schönen jungen Candidaten fand man es höchst ehrenwerth, nur auf Vorzüge der Seele bei Wahl seiner Lebensgefährtin zu sehen. — Jene Wahl trug ihm auch insofern reiche und erwünschte Frucht, weil er als naher Verwandter des Herrn Consistorialraths größte Berücksichtigung im Presbyterium fand.

Ein Schwager des würdigen Consistorialraths Burgen konnte nach Ansicht Aller doch nur ein „höchst würdiger Mann“ sein, und so kam es denn, daß, als eine Predigerstelle in O..dorf vacant wurde, die zu den besten der Stadt gehörte, Herr Joseph Seeberg diese erhielt, und sich auch angelegen sein ließ, seine Pfarre, mindestens dem Wortlaut nach — auf's beste zu verwalten.

Es blieb seltsam, daß seine alte Mutter sich über nichts so recht von Herzen freuen konnte, was diesem Sohne an äußerem Glücke zufiel, und

was er äußerlich auch mit so bescheidener, demuthsvoller Miene hinnahm. Sie gebrauchte immer schlichtere Worte bei ihren Gebeten, je hochtönender und phrasenreicher ihr Kind sich von der Kanzel herab an den lieben Gott wandte.

Das berühmte Pensionat wurde, nach Antritt der Predigerstelle, auf zwölf Auserwählte reducirt, und geht man nach den Annoncen, die über dies Institut — „in stiller Predigerfamilie" in Zeitungen berichten, so sollte man glauben, der Aufenthalt darin sei die würdigste Vorbereitung auf den Himmel! —

Wir wollen nicht weiter darüber urtheilen; — wir wollen nur Eltern im Allgemeinen rathen: „Seid in Wahrheit Väter und Mütter Eurer Kinder, indem Ihr sie selbst erzieht; — gebt Ihr aber diesen, Euch von Gott anvertrauten Schatz bildsamer Kinderherzen, der Euch das Erste und Höchste sein sollte, aus Euern Augen fort, hin in die Welt, so prüft — prüft mindestens genau den Ort, wohin Ihr sie zur Erziehung sendet, und ob Ihr Euer schönstes und heiligstes Recht auch würdigen Händen übertragt!

An solchen Erziehungsfehlern büßte die eine unserer Fürstinnen, die schöne Vera, nicht nur selbst — wie litten unter ihrer eigenen vernach-

lässigten Erziehung des Geistes und Herzens erst all' Jene, deren Lebensweg die sonst so begabte Frau kreuzte! — Welche Mühe aber machte es ihr, als sie zur Einsicht gebracht worden, besser zu sein und zu handeln, als ihr einst gelehrt war, daß es nöthig sei. —

Sie wurde aber wenigstens noch besser, und dankte dies immer ihrer Schwester.

Das Original Derenfeldes, der Maler Werneck, hat sich noch einmal den Zorn der alten Zeichenstunde zugezogen, indem er im Moore blieb, und selbst da nicht zu ihnen zurückkehrte, als sie ihm schrieben: „Unsere Kinder können auch schon einen Bleistift halten!" — Liest er das lächelnd, ist er zwar entschlossen, den Kunstsinn in Derenfelde von Neuem zu pflegen, und ordnet an, daß die Koffer gepackt werden. Weiter kommt es aber nicht! — Von dem Orte, wo er einmal ist, kann er sich nicht wieder trennen, und außerdem hat die Haide zwei überwiegende Vorzüge: die Bilder, die er dort malt, bleiben ihm, und des Moores Grund liefert ihm, dem eifrigen Botaniker, die seltsamsten Gebilde.

Rudolf Seeberg versucht zwar alljährlich, wenn er mit seiner Gattin und seinen Kindern einige Wochen in der Moorenfürstin alter Residenz lebt,

seinem Onkel dies oder jenes seiner reizenden Haidebilder zu entführen, um die Kunstausstellung der Residenz damit zu bereichern. „Wenn ich todt bin!“ antwortete ihm aber das alte Original; „doch so lang' ich lebe, soll mir die Freude an meinen Werken allein bleiben!“

Und er sammelt seine Bilder, — sammelt fort und fort, auch jene interessanten Schätze der Botanik aus der Haide. Wer den silberhaarigen Greis bei diesen Wanderungen mit Pascha, dem Bernhardiner, begegnet, Beide herstreifen sieht an den öden dunkeln Hängen, wer ihn findet, mit dem Hunde dasitzend unter einer abgestorbenen Weide oder alten Föhre, träumerisch hinschauend auf des Nebels Gebilde oder verfolgend der Wolken Zug, — der meint oft, daß er den Haidemann erblickt habe, und gefürchteter denn je ist seit Werneck's Anwesenheit in Wallmohden des tiefen Moores sagendurchwehter Grund.

Frau Friederike Meyer — ein starker Geist — die gern einmal den Haidemann von Aug' zu Aug' beschauen wollte, eilte eines Tages spornstreichs in das Moor, als die entsetzten Knechte, von der Arbeit heimkehrend — ausriefen: „An dem Weiher steht der Haidemann!“ —

Wer beschreibt ihre Ueberraschung, als sie in

dem bösen Geist der Haide — ihren guten alten Herrn erkannte. — Für sie haben seit dem Tage alle schauerlichen Sagen des Moors ihren Reiz verloren. Dennoch bleibt sie bei ihrem Herrn. Sie folgte ihm dieses Mal nicht aus dem früheren Grunde, um ihm seine alte Eule zu ersetzen, sondern weil sie behauptet: „Wer einmal mit Genies verkehrt hat, kann sich nicht wieder an andere Menschen gewöhnen!"

Ende.



Druck von G. Pätz in Naumburg.

